

Wiener Stadt-Bibliothek

89136 A⁵

Prochaska's illustrierte
Monats-Bände.

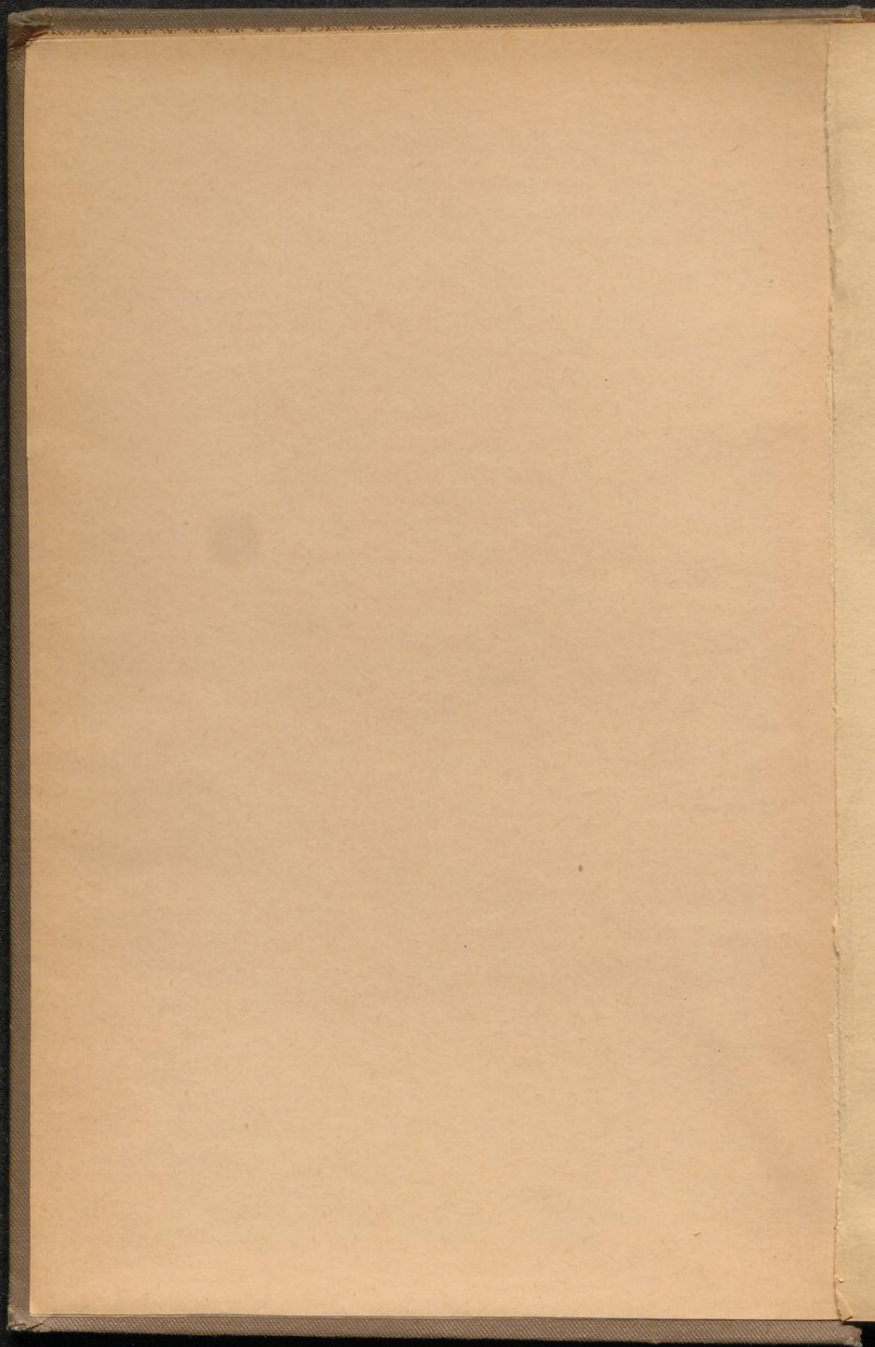


Neue Romane,
Erzählungen und Novellen.
Interessante Anekdoten
aus dem
Natur- u. Völkerleben
und aus der Geschichte.
Reise-Abenteuer,
Grunderzählungen u. s. w.

Preis 40 kr.
(78 pf.)

KARL PROCHASKA

WIEN & TESCHEN.



Prochaska's illustrierte

Monatsbände

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Erster Jahrgang.



V. Band.

1. December 1889.

Wien, Leipzig, Teschen.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Carl Prochaska.

Inhalt.

	Seite
✓ Auf falscher Bahn. Ein Wiener Roman von Carl Ed. Klopfer. (4. Fortsetzung). Mit 8 Illustrationen	3
✓ Der Fremde. Von Emil Mario Bacano. Mit 11 Illu- strationen	70
✓ Das X. Humoreske von Maximilian Schmidt. Mit 4 Illustrationen	144
Noch ein Umsturz. Eine Plauderei von Hugo Klein	174
Die Liebe des spanischen Volkes für Poesie. Von E. Schmidt-Weißensfels	181
Franz Deak. Kleine Beiträge zu einer Biographie. Von Julian Weiß	190



2. N. 130663

Alle Rechte für den ganzen Inhalt vorbehalten.





Auf falscher Bahn.

Ein Wiener Roman von Carl Ed. Klopfer.

(4. Fortsetzung)

Am selben Nachmittag ließ sich Victor Sommer bei der Gräfin Wildenstein anmelden.

Er wurde im Boudoir der Hausfrau empfangen. Als er eintrat, vernahm er durch die Portièrre des nächsten Zimmers gedämpfte Pianoklänge, Bruchstücke einer südländischen, melancholischen Romanze.

Die Gräfin schien keineswegs so erstaunt über seinen Besuch, als er erwartet hatte. Das behob auch zum größten Theile seine anfängliche Verlegenheit.

Victor wußte eigentlich selbst nicht ganz genau, was er hier wollte. Er war lediglich einem in ihm erwachten dunklen Drange gefolgt, als er auf den Gedanken gekommen war, daß derselbe Anonymus wohl auch Edeltrud den ominösen Artikel in die Hand gespielt habe. Was würde sie dazu sagen, was würde sie von ihm denken? Er hatte nun

nur noch das Bedürfniß, die Baronesse davon zu überzeugen, daß er diesem Preßerzeugnisse vollkommen ferne stand.

Das sagte er auch der Gräfin und wagte dann zögernd die Anfrage, wie die Baronesse Hoheneck darüber denke.

„Ich weiß es eigentlich nicht,“ antwortete Hildegard, „denn sie wollte sich darüber nicht aussprechen, aber — ich fürchte, ich fürchte“ —

„Daß sie mich schuldig glaubt? O, mein Gott! Aber nein doch, es genügen ein paar Worte, um mich reinzuwaschen. Wenn die Baronesse glaubt, ich hätte die frevelhafte Absicht gefaßt — und — und darüber Andeutungen fallen lassen, die dieser infame Zeitungschreiber benützt, um —“

Er konnte nicht weiter. Sein Blick irrte im Zimmer umher, als erwarte er, Edel aus einer Ecke hervortreten zu sehen, um seine Rechtfertigung zu vernehmen.

Die Gräfin konnte ein leises Lächeln auf ihrem sonst so verdüsterten, bleichen Gesichte nicht unterdrücken. Im Nebenzimmer klangen noch immer die schwermüthigen Accorde.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Doctor,“ sagte sie dann. „Sie meinen allen Verleumdungen mit einem Male die Spitze abbrechen zu können durch die einfache Versicherung, daß es Ihnen gar nicht einfällt, das wahr zu machen, was jener indiscrete Journalist behauptet. Und das ist ja auch die beste Rechtfertigung.“

„Ja, ja — in der That, das meine ich. Wenn ich der Baronesse diese Versicherung gebe, so kann sie unmöglich an mir zweifeln.“

„Natürlich. Und es ist am besten, Sie sagen ihr das

selbst und sofort. Sehen Sie, das macht sich ja Alles so einfach und selbstverständlich. Bemühen Sie sich nur da hinein — Edel hat Sie wohl schon erwartet und wird keinesfalls überrascht sein!“

Sie zeigte nach der Portiére, die den Eingang zu den Nebenräumen abschloß, aus welchen das leise Klavierspiel zu hören war.

Nicht ohne ein Gefühl von beklemmender Bangigkeit schob Victor jetzt diese Portiére zurück und ging durch ein Lesezimmer nach dem anstoßenden Gemache. Die Töne der Romanze zeigten ihm den Weg.

Gräfin Hildegard sah ihm nach, und wieder erschien das eigenthümliche Lächeln von vornhin auf ihren Lippen.

Edel stand rasch vom Claviere auf, als sie den Eintretenden wahrte. Eine plötzliche Blässe überflog ihr Gesicht.

Victor blieb wie angewurzelt an der Schwelle stehen; er konnte nicht einmal seinen Gruß hervorbringen. Jetzt kam ihm sein ganzes Vorhaben ungemein abgeschmackt vor, und Alles, was er soeben noch auf der Zunge gehabt, verschwand vor dem einen Gedanken: er war jetzt mit ihr zum ersten Male allein — seit damals.

Edel empfand sein Schweigen als eine unerträgliche Pein — vielleicht hatte auch sie denselben Gedanken — aber sie war keines Wortes mächtig.

Es ist etwas bedrückend Qualvolles darum, sich nach so schweren Ereignissen miteinander unter vier Augen zusammenzufinden.

„Verzeihung, gnädigste Baronesse,“ begann er endlich; er wollte reden — um jeden Preis, „Verzeihung dafür,

daß ich mich Ihnen in einer Absicht nähere, die Ihnen sehr lächerlich erscheinen mag! Unsere Stellung zu einander ist eine so — so eigenthümliche — und ist es noch mehr durch eine mehr als indiscrete Zeitungsnotiz, die — wie ich höre — auch Ihnen bekannt geworden — daß es entschuldbar ist, wenn — wenn ich so ohneweiters Dinge sage, welche eigentlich zu delicateser Natur sind, um sie so ohne Umschweife zu berühren.“

Er athmete tief auf. Edel zeigte stumm auf einen Fauteuil und setzte sich gleichfalls wieder auf ihren Clavierstuhl, den einen Arm leicht auf das Notenpult gestützt, bereit, ihn anzuhören. Victor brauchte wieder eine Weile, ehe er fortfahren konnte.

„Um es nun kurz herauszusagen: Brauche ich Ihnen zu versichern, daß von meiner Seite nichts gesagt oder gethan worden ist, was diesem oft berührten Zeitungsartikel auch nur den Schein von Berechtigung geben könnte, und daß ich davon ebenso peinlich berührt bin, als Sie selbst, Baronesse?“

„Nein,“ sagte Edel nach kurzem Zögern sehr ruhig, „ich glaube Ihnen. Aber Sie werden begreifen, daß meine Lage deshalb nicht weniger beschämend ist. Die Welt wird wohl nicht viel nach unserem Bewußtsein fragen und die Verleumdung ihre Wirkung nicht verfehlen. Man glaubt ja überall so gern das Schlechteste. Ueberdies sind doch nur Sie das Ziel jener entehrenden Anschuldigungen. Mich wird ja die Folge in der Hauptsache rechtfertigen. Aber Sie —“

„Ja, ja — ich habe erbitterte Feinde — politische und persönliche,“ seufzte er. „Sie können nicht ahnen, wie



schaal, wie trostlos mir meine Lage oft erscheint. Der Parteikampf hat mich geistig müde gemacht — und nun mein verfehltes Heim — ach, daß Gott erbarm' — ich möchte mich fragen, ob es sich der Mühe lohnt, dieses freudlose, ekle Leben weiterzuleben. Und da werfen sich bosshafte Lügner zu Richtern über mich auf! — Ich habe meine Anwartschaft auf friedliches Glück dem Allgemeinen geopfert — und was ist nun der Dank? Niedrige Anfeindung. Ach, wissen Sie, daß es Momente gibt, in

welchen ich fast fürchte — auf einer falschen Bahn gewandelt zu sein? — Das heißt, selbst in meinem Berufe, denn — was mein rein persönliches Glück betrifft — nun, die Ereignisse haben das ja der ganzen Welt geoffenbart. Ich war ein Thor!“

Die Baronesse stand rasch auf, als wünsche sie, dieses Gespräch abgebrochen zu sehen.

Aber Victor war warm geworden; es drängte ihn, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Und während er sprach, rangen sich die unbestimmten Gefühle, mit denen er schon längst, halb unbewußt, heimlich gestritten hatte, zu einer ihn selbst überwältigenden Klarheit durch. Jetzt wußte er mit einem Male, was er wollte, wußte, daß es doch noch einen Weg gebe, seinen verhängnißvollen Irrthum gut zu machen, und fand damit auch den Muth, eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen.

„Baronesse!“ sagte er leise, vor sie hintretend; er fühlte sein Herz bis in den Hals hinauf pochen. „Ich habe mich schwer an Ihnen versündigt —“

Sie machte eine rasch abwehrende Bewegung, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen.

„O, ich weiß, was Sie jetzt sagen wollen! — Wie wir zu einander stehen, ist es sehr schwierig, die Ursachen meines heutigen Besuches objectiv zu überschauen. Ich bitte Sie aber, es dennoch zu versuchen. Wenn Sie die Beweggründe meiner einstigen Handlungsweise ohne Vorurtheil richten wollen, so können Sie mir nichts vorwerfen — als einen langen, folgenschweren Irrthum. Und glauben Sie mir, diese unheilvollen Folgen hatte zum größten, schmerz-

licheren Theile ich zu tragen. — Edel, lassen Sie es mich Ihnen wiederholen: Ich habe arg an Ihnen gesündigt, aber ich habe auch arg dafür gebüßt. Könnten Sie mir — und wär' es auch nur aus Mitleid ob meines Martyriums — könnten Sie mir verzeihen?"

Edel schwieg einen Moment, dann erwiderte sie ruhig:

„Das habe ich längst gethan.“

Victor seufzte.

„Ja — verziehen und — vergessen!“

Es lag ein trauriger Vorwurf in seiner Stimme. Edel wollte ihm einen erstaunten, abweisenden Blick zuwerfen — und wußte in diesem Moment selbst nicht, wie es kam, daß sie vor seiner Miene das Auge senken mußte.

So standen sie sich wieder einige Secunden schweigend gegenüber.

„Nein,“ rief er dann plötzlich mit einem entschlossenen Aufathmen; „geschehe, was da wolle — ich will so vermessen sein, Ihnen Alles zu beichten, was sich mir jetzt auf die Lippen drängt! — Gott ist mein Zeuge, ich war nicht so verwegen, Ihnen heute mit der Absicht entgegenzutreten — aber jetzt fühle ich es wie eine Eingebung, daß mir mein Glend doch die Erlaubniß gibt, die Verbesserung meines Mißgriffes zu erstreben. Edel, lassen Sie uns für einen Moment die leidige Convenienz und jede Rücksicht darauf bei Seite setzen, lassen Sie Herz zum Herzen sprechen! Sie wissen jetzt wohl, daß mein Innerstes keinen Theil an der Abtrünnigkeit hatte, die mich damals jene falsche Bahn betreten ließ. Die Rücksichten, die uns damals

gefeßelt hielten und uns auseinanderrißen — sie bestehen nicht mehr. Nun möchte ich Sie nur noch fragen, ob Sie in Ihrem edlen Herzen noch einen Funken der alten Sympathie entdecken können, die uns einst in Seligkeit zusammenführte. Mit einem Worte, können Sie glauben, daß ein Gemeinsames in uns das häßliche Zwischenspiel eines zeitweiligen Mißverstehens zu überbrücken im Stande wäre? Edel, machen Sie mich durch ein einziges Wort zum Seligen oder zum ewig Verzweifelnden — lebt in diesem Herzen noch etwas, das für den Neumüthigen spräche, der seine Verblendung mit schwerem Leid gesühnt hat?“

Seine Stimme zitterte vor Erregung. Er ergriff ihre Hände und zog sie innig an sich. Edel war wie betäubt, sie vermochte ihm nicht zu antworten. Sie wollte ihren Stolz zu Hilfe rufen, aber sie konnte im Kampf mit einer mächtigen Stimme ihres Inneren nicht Stand halten.

„Edel, Du mein Schutzgeist — ich flehe Dich an, verlaß' mich nicht! Sei wieder gut — sei wieder gut!“

Er stammelte das wie ein reuiges Kind. In seiner Brust bebte es wie Schluchzen, und sein Blick hing mit banger Spannung an ihrem Munde.

Einen Moment war es Edel, als müsse sie sich mit geschlossenen Augen dem betäubenden Wirbel überlassen, der sie zu umstricken drohte, aber dann bäumte sie sich gewaltsam gegen diese Anwandlung auf. Sie machte eine energische Bewegung, als gälte es, sich auch körperlich von jenem narfotischen Banne zu befreien. Sie legte die Hände auf die Brust und trat zurück.

„Lassen Sie mich!“ stotterte sie. „Es ist nicht edel von Ihnen —“

Aber ehe sie noch das stolze, herbe Wort gesprochen hatte, das ihr eine mißtrauische Vernünstelei dictirte und das Victor vielleicht für immer den Muth genommen hätte, wurde sie durch ein Geräusch an der Thüre unterbrochen.

Gräfin Hildegard war es, die die Portièrre zurückschob und in's Zimmer trat, rechtzeitig genug, um die Freundin von einer vorschnellen That abzuhalten, die sie doch nur aus wilder Opposition gegen ihr eigenes Innere beabsichtigte.

„Pardon, daß ich mich hier zwischen Euch dränge!“ sagte die Gräfin rasch, die Lage der Dinge im Flug überblickend. „Aber wie ich sehe, bin ich nicht ganz überflüssig, da es sich darum handelt, zwei wackere Menschen zusammenzuführen, die sich durch Mißverständnisse und etwas — Eigenwilligkeit getrennt haben.“

„Frau Gräfin,“ stammelte Victor verlegen, „ich bitte, verkennen Sie mich nicht! Ich hätte es wahrhaftig nie gewagt — ich wußte ja bis vor Kurzem selbst noch nicht, . . . und nur die plötzliche Erkenntniß. . . .“

„Dieß Sie endlich vernünftig werden,“ ergänzte Hildegard. „Es war höchste Zeit!“

Eitel schüttelte trotzig das Haupt und wollte reden. Da trat die Freundin auf sie zu und sah ihr mit einem langen Blick in die Augen.

„Du stehst auf einem Scheidewege,“ sagte die Gräfin leise, aber mit bedeutungsvoller Eindringlichkeit. „Laß' auch Deinem Herzen das Wort!“

„Edel!“

Victor rief diesen Namen mit einer Innigkeit, die die Gerufene erbeben machte. Er näherte sich ihr mit vorge-
streckten Händen — und Edel wich zurück, in ein krampf-
haftes Schluchzen ausbrechend.

„Mein Gott! So habe ich also meine Antwort —
Sie stoßen mich von sich, Baronesse? Und ich — ich soll
— gehen?“

„Ja, Sie sollen gehen!“ sagte Hildegard, ihn faßt an
der Hand nehmend und ihn zur Thür führend. „Aber —
morgen sollen Sie wiederkommen. Sehen Sie denn nicht,
daß sie Ihnen jetzt nichts zu antworten vermag? Lassen
Sie ihr Zeit, in dem Widerstreit ihrer Empfindungen zur
Klarheit zu kommen. — Ich stehe Ihnen dafür,“ flüsterte sie
ihm schon an der Schwelle zu, „ich stehe Ihnen dafür, daß
Sie morgen — eine liebende Braut empfangen wird!“

Victor wandte sich nochmals um, um vielleicht einen
Abschiedsblick von Edel zu erhaschen, aber die stand unbe-
weglich, die eine Hand auf's Clavier gestützt, mit der andern
ihre thränenden Augen beschattend.

Hildegard ließ hinter dem Abgehenden die Portièrre
niederfallen und ging dann in's Zimmer zurück. Eine
Weile blieb sie vor der Freundin stehen, wohl erwartend,
daß diese das Wort an sie richten werde. Als sie so ver-
geblich wartete, wollte sie selbst das Schweigen brechen.
Aber noch im letzten Moment schien sie sich eines Besseren
zu besinnen. Sie zuckte die Achseln und wandte sich zum
Gehen. Es mochte ihr wohl am geeignetsten dünken, Edel
vorläufig mit ihren Gedanken allein zu lassen.

Und die Freundinnen sahen sich den ganzen Tag nicht mehr.

Erst am nächsten Tage, als sie sich, wie gewöhnlich, nach dem Diner in das Boudoir der Gräfin zurückgezogen hatten, waren sie wieder allein. Schweigend saßen sie sich am Tische gegenüber, Jede mit einer leichten Handarbeit beschäftigt. Edel zeigte sich jedoch sehr zerstreut bei ihrer Stickerei, sie ließ gar oft die Nadel sinken und blickte ab und zu verstohlen die Freundin an. Es wäre ihr wohl erwünscht gewesen, wenn diese etwas gesprochen hätte, aber die Gräfin schien gänzlich von ihrer Filetstickerei in Anspruch genommen. Da bot der Schlag der Pendule auf dem Kamin den ersuchten Vorwand, das Stillschweigen zu brechen. Edel sah nach der Uhr und wurde unruhig.

„Wirklich, schon Vier!“ sagte sie wie zu sich selbst.

Hildegard nickte einfach und arbeitete emsig weiter. Edel vermochte jetzt ihre Erregung nicht mehr zu verbergen.

„Höre Du!“ begann sie geradezu und sehr rasch.

„Glaubst Du wirklich, daß — daß er heute kommen wird?“

„Wer?“

„Ach, verstell' Dich doch nicht! Den Doctor Sommer mein' ich.“

„So, so! — Nun ja, er versprach es doch,“ war die äußerst gelassene Antwort.

Wieder folgte eine längere Pause, in welcher nur das Geräusch der Filetnadeln und des durch das Stickgarn laufenden Fadens hörbar war.

Plötzlich legte Edel ihre Arbeit bei Seite, stützte die Arme auf den Tisch und beugte sich zu der Freundin hinüber.

„Sag', Hilde, hab' ich Dir etwas gethan?“

„Mir? Du Narrchen! Wie kommst Du zu der Frage?“

„Geh', sei doch aufrichtig, Hilde! Nicht wahr, Du zürnst mir —“

„Weil Du — einem Anderen etwas gethan hast? Nun, es ist ja noch nicht geschehen. Du hast noch Zeit, Dich zu besinnen.“

„Und Du — Du gibst mir keinen Rath in dieser Sache?“

„Wozu? Ich will Dir nicht Gelegenheit geben, die Erwägungen der sogenannten Vernunft durch eine Dir wohl erwünschte Dialektik zu vertheidigen. Für das, was ich Dir sagen könnte, habe ich den allerbesten Anwalt, der — wie ich glaube — Dich auch bereits überzeugt hat.“

„Und der wäre?“

„Dein eigenes Herz, Edel! Nicht wahr, das hat schon entschieden?“

Ehe die Baronesse noch antworten konnte, wurde sie durch den Eintritt eines Lakaien gestört, der die Ankunft Dr. Sommer's meldete, „welcher die beiden Damen in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.“

Edel sprang auf und machte eine Bewegung, als wolle sie entfliehen. Eine flammende Röthe stieg in ihren Wangen empor. Die Gräfin lächelte und schüttelte schalkhaft das Haupt.

„Lassen Sie den Herrn Doctor eintreten; er ist uns willkommen!“ fertigte sie den Diener ab, dann wandte sie sich zu der Freundin: „Soll ich Euch vielleicht — allein lassen, Kinder?“

„Am Himmelswillen, nein!“ rief Edel erschreckt, sich an ihren Arm anklammernd. „Wie soll ich ihm nur entgegenreten, was soll ich ihm sagen?“

„Was Dein Herzchen Dir soufflirt, Du kleiner Eisenkopf!“

Sommer trat ein. Er war sehr ernst, aber jede Bewegung athmete die Ruhe, die ein festgefaßter Entschluß verleiht. Seine gestrige zaghafte Verlegenheit war nunmehr gänzlich gewichen. Er begrüßte die Damen mit einer stummen Verbeugung und warf Edel, die sich halb hinter die Freundin verschanzt hatte, einen fragenden Blick zu. Dieser Blick erheiterte sich im nächsten Momente, wozu auch ein ermunternder Wink seitens der Gräfin beitragen mochte.

„Gnädigste Baronesse,“ begann Victor nach einer Weile, „wir schieden gestern in einer Weise von einander, die es mehr als zweifelhaft erscheinen ließ, ob es mir vergönnt sein werde, das zu erreichen, was ich erst jüngst so eigentlich als das Glück meines Lebens erkennen konnte. Das Bewußtsein der Kränkung, die ich Ihnen einst zugefügt, raubte mir zu sehr den Muth; ich fürchtete ja, nur ein egoistisches Ziel zu erstreben. Aber nun — verzeihen Sie meine Offenheit, Edel! — nun hat sich in mir die Gewißheit befestigt, daß es ja gerade auch — Ihr Glück ist, was ich mit dem meinigen begründe. Wir müßten uns im Augenblicke unserer allerersten Begegnung belogen haben, wenn dem nicht so wäre.“

Edel wollte sich bei der Gräfin durch einen Blick Rath holen, als sie aber die Augen aufschlug, sah sie sich hilflos dem Manne gegenüber. Hildegard war während seiner

Worte leise an's Fenster getreten und schien sich um die Beiden nicht im Mindesten mehr zu kümmern.

„Ich halte es für meine Pflicht,“ fuhr Victor fort, „für eine allerdings süße Sühne meines Irrthums von einst, wenn ich heute vor Sie hintrete, um — neuerdings um diese Hand zu werben!“

Edel duldete es erbebend, daß er ihre Rechte aufnahm und fest in der seinen hielt.

„Die böse Zwischenzeit — sie sei nur ein Traum, eine willkommene Läuterung, durch welche unsere Liebe zur umso innigeren Harmonie emporsteigt!“ Er sank ihr zu Füßen. „Edel, ist denn diese Harmonie überhaupt jemals gänzlich zwischen uns geschwunden? Weißt Du jetzt nicht, gleich mir, daß unser Herz eigentlich unaufhörlich dem gegenwärtigen Moment entgegenharrte, daß wir der Bestimmung unseres Lebens folgen, wenn wir uns für ewig zusammenfinden? Edel, zweifelst Du denn, daß ich Dich anbeete, Dich liebe, wie nichts mehr in der Welt? Fühlst Du denn nicht, daß es überhaupt keine Trennung zwischen uns gibt?“

„Aber was fragen Sie denn auch gar so viel?“ rief in diesem Augenblick die Stimme der Gräfin Wildenstein hinter den Beiden. „Halten Sie es fest, Ihr Glück, und zwingen Sie es an Ihre Seite!“

Edel fuhr erschreckt empor und wollte hinwegeilen, aber Victor befolgte flugs den Rath der Freundin. Mit starkem Arm umschlang er den schlanken Leib der Geliebten und zog sie an seine Brust.

„Edel — es darf ja nicht anders sein! Wir gehören ja doch zusammen!“

„O, mein Gott!“ waren Edel's nächste Worte, als es ihr endlich gelang, sich aus seinen Armen zu befreien. „Was wird man jetzt über Dich und über mich sagen? Es wird Niemand daran zweifeln, daß diese verleumderische Zeitungsnotiz — Recht hatte.“



„Lasse Sie klatschen und schmähen!“ rief Victor mit blitzenden Augen. „Jetzt fürchte ich eine ganze Welt voll Feinden nicht mehr — jetzt bin ich stark, denn nun weiß ich ja, daß mir Niemand mehr mein einziges Glück, meinen inneren seligen Frieden rauben kann!“

Sildegard nickte ihrer Freundin mit mattem Lächeln zu und trocknete die Thränen, die ihr unaufhaltsam über die

Wangen liefen. Sie konnte es trotz ihrer Antheilnahme an den Beiden nicht hindern, daß sie sich selbst unendlich elend fühlte.

Dreizehntes Capitel.

Von Wahrheit einen Kern schließt jeder Irrthum ein,
Und jede Wahrheit kann des Irrthums Same sein.
Wülfert. („Weisheit des Brahmanen“.)

Mit dem anbrechenden Frühling war wieder ein bewegtes Leben in das Haus gezogen, das einst der Freiherr Gideon von Hoheneck bewohnt hatte. Victor Sommer ließ alle Räume renoviren; nichts sollte an die Zeit erinnern, die Martha Dellinger in diesem Hause zugebracht hatte; diese zwei Jahre sollten wie ein böser Traum hinweggetilgt werden.

Auch sonst durchlebte Victor jetzt eine sehr bewegte Periode: tausend Freuden und eben so viel Mißlichkeiten stürmten auf ihn ein. Dem Glückestag, an welchem er die wiedergefundene Herzliebste als Gattin in sein Heim, eigentlich in ihr altes Heim, einführte, folgten die bösen Stunden, die ihm das höhnische Triumphgeheul der gegnerischen Preßmente bereitete. Obgleich er das erwartet hatte und sich im Vollbesitze seines inneren Glückes gegen die giftigen Pfeile der Widersacher gewappnet glaubte, so waren die Angriffe auf seine Ehre doch zu empfindlich, um nicht selbst die ihm Gutgesinnten stutzig zu machen und ihn in ihren Augen nach und nach zu discreditiren. Allen Journalen voran goß der famose „Unpartheiische“ des dunklen Ehrenmannes Bröje tagtäglich eine förmliche Fluth von Schmähungen über den

eint so gefeierten Abgeordneten aus. Sommer blieb schließlich nichts übrig, als auf die wiederholten diesbezüglichen Anforderungen des „Unpartheiischen“ zu reagiren und in seinem Bezirke eine allgemeine Wählerversammlung einzuberufen, um die Vertrauensfrage zu stellen. Hierbei sollte er einen ungeahnten Schmerz erfahren.

Er schrieb an seinen Freund Philipp Frost, den Berwalter auf Ulnenhorst, den er — er wußte selbst nicht so recht, wie es kam — in den letzten zwei Jahren fast gänzlich aus dem Gesichte verloren hatte. Jetzt bot ihm die Absicht, den Politiker Frost um die Uebernahme der organisatorischen Schritte zum Zwecke der Wählereinberufung zu bitten, die ersuchte Gelegenheit, den Freundschaftsverkehr wieder rege zu machen.

Da kam zu Sommer's höchster Ueberraschung von dem Freunde ein äußerst kaltes Antwortschreiben, in welchem es unter Anderem hieß:

„Die Wege, die Du mit Deiner Politik zu wandeln für gut befunden hast, haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß ich Dich entweder von jeher mißverstanden habe — oder daß Du von der verderblichen Strömung erfaßt worden bist, die jetzt den Zeitgeist beherrscht. Wenn es nicht die Rücksicht auf unsere einstige Freundschaft wäre und die Hoffnung, daß Du noch in zwölfster Stunde zur Einsicht des verfehlten Weges gelangen könntest, so müßte ich all den mir zu Gebote stehenden Einfluß aufbieten, Dir von den Wählern Dein Mandat abnehmen zu lassen. Du kannst versichert sein, daß Du abdanken müßtest, träte ich als Dein Gegner auf. Aus den genannten Gründen will ich aber, wenigstens vorläufig

noch, schweigen; das ist Alles, was ich für Dich thun kann. Schließlich hast Du ja ohnedies nur mehr eine Session vor Dir. Nächstes Jahr, zu Beginn der neuen Legislaturperiode, wird es sich zeigen, ob man abermals einen Deputirten ins Haus der Volksvertretung senden will, der mit den modernen Industrierittern, den sogenannten Gründern, offenbar gemeinsame Sache macht zur schwindelhaften Ausbeutung des Nationalvermögens.“

Victor war wie vom Donner gerührt von diesem Schreiben. Er las es immer und immer wieder. Schließlich dämmerte ihm die Ahnung auf, daß der scharfsehende Freund vielleicht tiefer geschaut, als er selbst in seinem weltfreundlichen Optimismus. All die bösen Gerüchte über eine Reihe der scheinbar so soliden Actiengesellschaften und Großindustrie-Unternehmungen, die er durch manche Gesetzabstimmung fördern geholfen, tauchten wieder in ihm auf. Er hatte ja schon seit einiger Zeit das unbestimmte Gefühl, als würde ihm in der Initiative zu so manchem parlamentarischen Antrage das Heft aus der Hand gewunden, als würde er von einer großen Coterie geschoben, an deren Spitze Graf Otto Wildenstein und Consorten standen. Ein banger Schauer ergriff ihn jetzt; es wurde ihm klar, daß er wirklich mehr auf der Huth sein und sich klareren Einblick in die Interessen jener tonangebenden Herren verschaffen müsse, mit denen er im Palais Wildenstein so oft politische Berathungen pflog. Ein Gefühl tiefer Beschämung ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er vielleicht wohlberechneten Phrasen dieser „Programm“-Macher zum Opfer gefallen sei und wirklich seine Unfähigkeit als wahrer Vertreter der Volksinteressen bewiesen habe.

Der redliche Voratz, da den nöthigen Wandel zu schaffen, das Bewußtsein seines guten Willens gab ihm allein noch Zuversicht, die ihm übertragene Mission festzuhalten.

Was er in beredten, warmen Worten aus dieser Absicht heraus entwickelte, war es auch, was bei der Ulmenhorster Wählerversammlung, die ihm zu Beginn nicht allzufreundlich gegenüberstand, das Resultat bewirkte, daß ihm doch noch das Vertrauensvotum der Majorität ausgesprochen wurde. Aber als er die Rednertribüne verließ, rief ihm eine wohlbekannte Stimme aus der Menge zu: „Geben Sie acht, Herr Doctor, bei den großen Wahlen im nächsten Jahre sehen wir uns wieder!“ —

Je sorgenvoller und bedrückter sich Victor in seiner politischen Stellung fühlte, desto eifriger suchte er sich in dem stillen, trauten Glück seines Heims, in dem selbigen Zusammenleben mit Edel zu entschädigen. Es war etwas Leidenschaftliches, — *sit venia verbo* — Krampfhaftes in dem Cultus seiner Liebeshe. Seine sanguinische Natur, die durch die Kämpfe und Aufregungen seines Berufes in steter Rastlosigkeit erhalten wurde, begnügte sich nicht mit dem inneren Genießen seines Glückes; er heftete eine Menge glänzender Neußerlichkeiten an das Bestreben, Edel seine innige Liebe zu bethätigen. Er wurde nicht müde, sie mit den reichsten Geschenken zu überhäufen, ihr im Hause einen Luxus zu bieten, der ihm noch immer viel zu gering erschien, um der „Königin seines Herzens“ würdig zu sein.

Anfangs ließ sich Edel das lächelnd gefallen, denn wenn sie auch selbst nicht den geringsten Werth auf Neußerlichkeiten dieser Art legte, so wollte sie doch der kindlich naiven Natur

ihres Gatten nicht die Freude daran rauben. Allmählig wurde sie jedoch ängstlich. Sie begann erst sehr leise, dann immer nachhaltiger ihn von seiner Verschwendung, die sich in jedem Detail seiner Lebensführung ausprägte, abzumahnern. Doch er scherzte stets ihre Bedenken hinweg, Edel schwieg, aber sie konnte nicht fertig werden mit ihrem heimlichen Bangen über die Gefährlichkeit der kostspieligen Gewohnheiten ihres Mannes.

* * *

Während dieser ganzen Zeit her spielte sich auf dem Schlosse U l m e n h o r s t die wohlberechnete, betrügerische Einleitung zu der teuflischen Missethat ab, zu deren Opfer der arme Sonderling Graf Waldemar von Wildenstein ausersahen war.

Der Einsiedler mit seinen spiritistischen Wunderlichkeiten hatte eines Tages einen Brief erhalten, in welchem ein „eifriger Anhänger seiner Ideen“ das heiße Verlangen aussprach, Seine Erlaucht, diese „Capacität auf dem interessanten Gebiete des Spiritismus,“ von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und mit ihm „wissenschaftlichen Gedankenaustausch“ zu pflegen. Die ganze Epistel war derart concipirt, daß der Graf sofort das lebhafteste Interesse an dem Manne nehmen mußte. Das schien ja endlich eine „verwandt denkende Seele,“ wie er sie sich schon längst gewünscht hatte.

Der neue Freund folgte der Einladung des Grafen in Bälde und stellte sich als medicinae Doctor Adam R o s e w i c z vor. In der interessanten, sich mit einer gewissen burlesken Eleganz gebenden Erscheinung hätte nicht leicht Jemand

den ehemaligen Kurpfuscher erkannt, wie ihn sein Studienfreund Wolfgang Bröse damals in dem elenden Quartiere in der Brigittenau angetroffen hätte.

Die Dienerschaft des Grafen, die mit wirklicher Treue an ihrem Herrn hing, begrüßte es als sehr beruhigend, daß dieser „Herr Doctor“ auf Almenhorst, in unmittelbarster Gesellschaft des Schloßherrn, sein ständiges Quartier aufschlug. Man glaubte ja nicht anders, als der Mediciner sei von dem Bruder des Grafen zu des Letzteren Pflege und Ueberwachung herausgesandt worden.

Der alte Kammerdiener Gärtner kam allerdings bald dahinter, daß der Einfluß des neuen Gastes kein besonders heil- und segensbringender sei, denn der Graf lag in seiner Gesellschaft jetzt mehr als je seinen sogenannten Studien und Experimenten ob.

Den ganzen Tag hielten sich die Beiden im Bibliothekszimmer eingeschlossen. Was sie da verhandelten, blieb natürlich für Alle ein Geheimniß, aber daß es Dinge waren, die den Grafen sehr erregten, das merkte der treue Gärtner an jeder seiner Bewegungen, wenn er ihm des Morgens und Abends beim An- und Auskleiden behilflich war. Oft erhob sich Wildenstein sogar mitten in der Nacht und ging allein nach der Bibliothek, wo ihn der besorgt lauschende Diener stundenlang auf und niederschreiten hörte, von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer oder abgerissene Worte ausstößend, aus welchen zu entnehmen war, daß er sich unablässig mit einem quälenden Gedanken herumschleppte, der sein ganzes Denken und Sinnen gefangen hielt.

Was aber das für ein Gedanke eigentlich war, das

wußte selbst nicht einmal der vertraute Amanuensis Kosewicz. Er begnügte sich damit, vorläufig das Vorhandensein einer gewissen fixen Idee, einer Art von Geheimniß, zu constatiren; es herauszubekommen und seinen verwerflichen Absichten auf irgend eine Art nutzbar zu machen, das verschob er auf eine gelegener Zeit. Es eilte ihm ja durchaus nicht damit, etwa den bequemen Aufenthalt auf Ulmenhorst durch ein allzu eifriges Vorgehen in die Schanze zu schlagen. Graf Waldemar hatte allerdings schon sehr oft, wenn sie in ihren angelegentlichen Zwiegesprächen über Spiritismus und damit Verwandtem bis an die Grenze des Absurden gekommen waren, in Klagen angedeutet, daß es ihn vor Allem dränge, mittels der Gesetze des Spiritismus ein gewisses Problem zu lösen, das ihn unaufhörlich beschäftige. Er hatte mitunter sogar bereits einen Anlauf genommen, als wolle er diesen Gedanken endlich offen in die verständnißvolle Brust des „gesinnungsverwandten Freundes“ ausschütten, und es hätte in solchen Momenten gewiß nur eines einzigen ermunternden Wortes von Kosewicz's Seite bedurft, um ihn zur vollständigen Aussprache zu bringen. Aber dieses eine Wort ließ der schlaue Schwindler ungeprochen, bis das Gemüth seines Opfers zu dem ihm zugeachteten Hauptstreich reif erschien. Einstweilen „präparirte“ er ihn bloß.

Hier spielte sich wieder ein trauriges Beispiel der Thatfache ab, daß selbst ein kluger Kopf zu Allem und Jedem gebracht werden kann, wenn er von einem andern die Pflege einer Marotte empfängt, die ihm zur zweiten Natur geworden ist. Und Kosewicz war ganz der Mann

dazu, einen weltabgeschlossenen Träumer in die tiefsten Dunkelgänge transcendental-philosophischer Grübeleien zu führen. Eine zerfahrene Natur, hatte er selbst Neigung für mystische Spielereien, und seine ausschweifende Phantasie, im Verein mit einer ungewöhnlichen Intelligenz und einer ziemlich umfangreichen Bildung, befähigten ihn ganz wohl, sobald er es, wie eben hier, darauf anlegte, einen weit nüchterner Denkenden, als den Grafen, in Phantasmen zu verstricken, deren wilde Orgien den systematischen Weg zum — hellen Wahnsinn bilden mußten.

So weit hatte also der gewizte Pole sein „Opfer“ präparirt, bis er es endlich auch an der Zeit hielt, ihm sein Geheimniß abzuverlangen, mit welchem er wohl den Schlüssel zum engsten Herzensschrein des Grafen in die Hände bekam.

An einem stürmischen Abend im Spätherbste saßen Graf Waldemar und sein Vertrauter wie gewöhnlich nach dem Souper im Bibliothekzimmer, ihr endloses Thema fortspinnend, zu welchem der wildbrausende Sturmgesang da draußen in Wald und Flur eine harmonische Begleitung bildete. Wildenstein warf die Frage auf, ob es nicht möglich sei, mittels der Suggestion, der Gedankenübertragung in der Hypnose, dem Medium gewisse Ereignisse der Vergangenheit in's Gedächtniß zurückzurufen, auf welche es sich im normalen Zustande nicht mehr zu besinnen vermöge.

„Im Principe wäre diese Frage unbedingt zu bejahen,“ meinte Rosewicz; „es käme nur darauf an, daß der Suggestor von den Orts- und Zeitumständen des betreffenden Ereignisses genugsam informirt wäre, um mit

seiner Willenskraft das Medium darauf hinzuleiten. Würde es sich zum Beispiel darum handeln, einen verlegten Gegenstand wieder aufzufinden, so brauchte der Hypnotiseur während der Suggestion nur recht lebhaft die ihm mitgetheilte Situation festzuhalten, in welcher jener Gegenstand sich zum letzten Male in der Hand des Mediums befand; durch die Willensübertragung würde das Medium die ganze Situation so zu sagen noch mal durchleben und brauchte dem Commando des Suggestors folgend, sein gegenwärtiges Empfinden nur zu schildern, um jene Gedächtnislücke auszufüllen.“

„Glauben Sie wirklich?“ rief Wildenstein lebhaft. „Ja, ja,“ so müßte es sein: die Gedächtnislücke auszufüllen.“

Er stand auf und machte einen Gang durch's Zimmer. Sein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht spiegelte einen erregten Gedankengang wieder. Nach einer Weile blieb er vor dem gemächlich in seinen Fauteuil zurückgelehnten Kosjewicz stehen und sah ihm mit unheimlich leuchtenden Augen ins Gesicht.

„Wissen Sie, daß ich selbst gerne ein solches Experiment an mir versuchen möchte?“

Kosjewicz that sehr überrascht.

„Ei! Und bloß, um den gelehrten Wissensdrang zu befriedigen?“

Wildenstein nagte an seinem dünnen Schnurrbart und schwieg wieder einige Secunden.

„Nein — nicht ganz allein. — Ich will mich Ihnen endlich offen anvertrauen!“ sagte er sodann mit einer entschlossenen Bewegung. „Warum auch nicht? Ich habe in

Ihnen einen wirklichen Freund gefunden, den Einzigen, der mich vielleicht überhaupt verstehen könnte. Und ich lehze ja schon seit einem Lustrum darnach, meinem Herzen Luft zu machen und mir endlich über gewisse Dinge Gewißheit zu verschaffen.“



Er hielt die Rechte Rosewicz's fest umklammert; sein Blick leuchtete wie im Fieber.

„In der That — Sie setzen mich in Erstaunen!“ bemerkte der Pole mit gut gespielter Bewunderung.

„Würden Sie mir den Gefallen thun, mir zur Er-

langung dieser Gewißheit zu verhelfen?" fuhr der Graf mit leiser, eindringlicher Stimme fort, ohne seine Hand loszulassen. „Sie würden mir dadurch einen unschätzbaren Dienst erweisen!“

„Hm! Verzeihen Sie, Erlaucht, ich weiß nicht — es ist das doch am Ende keine so leichte Sache — wenn es nämlich Dinge betrifft, die Sie gerne geheim halten möchten.“

„Aber ich sage Ihnen ja, es handelt sich darum, mir einen Dienst zu erweisen. Um es kurz herauszusagen — ich möchte mir ein Ereigniß ins Gedächtniß rufen, dessen Einzelheiten mir nicht mehr in Erinnerung sind — insofern, als die Folgen davon — —.“ Er athmete schwer und schloß dann rasch: „Es ist eine Gewissenssache. Und ich will mir mit Ihrer Hilfe die lang ersehnte Klarheit darüber verschaffen!“

„Durch unmittelbare Reflexion an der Hand hypnotischer Gedankenübertragung.“

„Indem ich eine vergangene Situation nochmals durchlebe, wie Sie es nannten.“

„Der Versuch böte zumindest schon wissenschaftliches Interesse,“ erwiderte der Pole nachdenklich. „Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen dienen zu können. Es handelt sich darum, von dem in Rede stehenden Ereigniß das festzustellen, dessen Sie sich noch erinnern, um mir eine möglichst intensive Basis zur Suggestion zu geben.“

„Ja — Sie sollen Alles erfahren, was ich selbst weiß. Also hören Sie!“

Er ging zur Thür, schloß sie ab und ließ die dicke türkische Portiäre herabfallen, die jeden Laut im Zimmer

nach außen abdämpfte. Dann schob er einen Stuhl heran, drückte Rosewicz auf die Ottomane nieder und setzte sich ihm gegenüber. Seine Stimme klang anfangs leise und monoton; er athmete tief auf zwischen den einzelnen Sätzen.

„Es sind jetzt fünf Jahre her. Ich war in London gewesen, in Angelegenheiten eines langwierigen Familienprocesses. Die Verhandlungen ließen es nothwendig erscheinen, einen sehr weitsichtigen Better, der in britischen Diensten in Indien stand, als Zeugen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke reiste ich dahin ab. Ich fand auf dem Mittelmeerdampfer eine sehr interessante Gesellschaft: englische Officiere, ein paar französische Cavaliere und einige deutsche Bergnützungstreisende, durchwegs junge, lebenslustige Männer, die mir sehr gefielen, so daß wir uns bald sammt und sonders miteinander befreundeten. In dieser Gesellschaft, die stets voll toller Laune war, erwachte plötzlich meine schon abgethan geglaubte Burschenwildheit. — Sie müssen es nämlich wissen, ich hatte eine äußerst bewegte Vergangenheit voll der bizarrsten Uebermuthzstreiche hinter mir. Alle meine Laster, den Trunk, das leidenschaftliche Spiel, die Kauflust, den Jähzorn hatte ich erst kurz zuvor abgeschworen, als eine echte, gewaltige Liebe von meinem Herzen Besitz ergriffen hatte. Nur diese Reise sollte mich noch von meinem Glücke, der Vereinigung mit meiner Geliebten trennen . . .

Da — unheilvolles Verhängniß! — brachte die Gemeinschaft mit diesen übermüthigen Leuten mein altes Temperament auf kurze Zeit wieder zum Ausbruch. Ich fühlte das Verlangen, meinen Abschied vom Junggesellenthume in recht flotter Weise zu feiern — und schließlich

entschuldigte ja die Langweile der Schifffahrt so manchen fecken Streich. Ich will Ihnen das Programm unserer Amusements nicht näher schildern, genug, das Hauptsignum unserer Unterhaltungen bildete eine Reihe der wüthendsten Gelage, wie sie in meiner Studentenzeit an der Tagesordnung standen.

Dieses schwelgerische Treiben erfuhr weiter keine Einbuße, als wir in Bombay anlangten, wo sich ein Theil der Cumpanei von uns trennte, denn mein Vetter, der dem dortigen Festungscommando zugetheilt war, sorgte mit einer Anzahl gleichgesinnter Kameraden dafür, daß sich unser überfideler Kreis in der uns willkommenen Weise ergänzte. Nach einigen Wochen, während welcher wir die Sehenswürdigkeiten der üppigen Stadt, den Leuchthurm, den Pagodenpalast u. s. w. besucht hatten — immer wie in einer permanenten Weinlaune schwelgend — trafen die zwei deutschen Lebemänner unserer Gesellschaft zufällig im botanischen Garten einen Landsmann und ehemaligen Studiencollegen, der auf einer Forschungsreise begriffen war. Der junge Gelehrte — ich kann mich seines Namens eben so wenig entsinnen wie der der meisten andern — wurde nun ziemlich wider seinen Willen genöthigt, an unseren burschikosen Circeln theilzunehmen, da er in demselben kleinen Hotel seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, das wir mit unseren geräuschvollen Orgien unsicher machten. Aber er saß — der einzige Mächterne — schweigend zwischen uns, zu meinem steten Aerger, denn mir war seine Besonnenheit inmitten meiner schlemmerischen Erniedrigung immer wie ein beleidigender Vorwurf.

Dieser heimliche Groll sollte denn auch eines Abends zum peinlichen Ausbruch kommen. Ich weiß nicht mehr, womit ich ihn provocirte — ich war stark bezechet, wie gewöhnlich damals — der junge Doctor erwiderte mir in maßvoll ablehnender Weise, die mich jedoch nur noch mehr in Harnisch brachte; ich beschimpfte ihn. Was nun folgte, das wirbelt mir nur mehr wie ein toller Fiebertraum durch's Gedächtniß. Ich glaube, der Mann forderte mich in aller Ruhe. Ich wollte ihn verhöhnen und machte ihm den Vorschlag eines malayischen Zweikampfes, bei welchem die beiden Gegner in einen dunklen Raum eingesperrt, mit dem krummen Messer, dem Kris, einander anfallen und zerfleischen. Ich glaube, ich hätte mich zu Thätlichkeiten hinreißen lassen, wenn der Mann mir nicht aus dem Wege gegangen wäre, indem er den Schauplatz des Gelages verließ; wir hörten ihn nach dem rückwärtigen Theil des Gartens gehen.

Ein paar besonders Zügellose in der durchwegs stark angetrunkenen Gesellschaft feierten mich nun wie einen Sieger; es wurde gelärmt und getollt wie noch nie, und ich war der Schlimmste unter den Schlimmen.

Trunken bis zur Sinnlosigkeit, verließ ich die Cumpane — oder vielmehr, man trug mich hinweg. — Mein Zimmer lag ein Stockwerk unter dem des besagten Forschungsreisenden — und war, wie alle derartige Stuben in den Hotels, mit den typischen Möbeln eingerichtet. — Die Gesellen machten sich, wie ich später von dem Better erfuhr, den Scherz, mich eine Etage höher — in das Logis des Doctors zu bringen. Ich fiel auf's Bett und sank augenblicklich in einen bleiernen

Schlaf. In den wilden Traumbildern, die mich umgaukelten, erschien mir wieder die Scene mit dem jungen Gelehrten — in verzerter, spukhafter Weise. Mir war's, als träfe ich in einem düsteren Hohlweg meinen Widersacher, der sich mir mit gezückter Waffe entgegenstellte; ich wollte mich zur Wehr setzen, aber ich vermochte kein Glied zu rühren. Sein Triumphgeschrei brauste mir in den Ohren, ich glaubte seine Faust an meiner Kehle zu fühlen — ich spannte meine Kräfte bis auf's Aeußerste an, um zu schreien, machte eine verzweifelte Bewegung — und erwachte. . . .

Eine derbe Faust rüttelte mich am Arme, der ungewisse Schein der flackernden Nachtlampe auf dem kleinen Tischchen neben mir, auf welchem die beiden Reispistolen des Doctors lagen, beleuchtete das erregte Gesicht — desselben Mannes, der mir im Schlafe so zugesetzt hatte. Ganz verwirrt noch von dem Traume, unnebelt von den bösen Geistern meines Rausches, vermochte ich mich nicht in die Situation zu finden. Das Gesicht des Doctors verschwamm vor meinem wie durch rothe Nebelschleier blickenden Auge, ich verstand nicht, was er von mir wollte — aber ich glaube, es war eine sehr energische Aufforderung, das Bett zu verlassen — ganz natürlich, es war ja sein Bett und sein Zimmer, und er mußte meine Gegenwart daselbst als einen frechen Scherz meinerseits betrachten.

Ich wähnte mich von ihm angefallen, stieß ihn zurück und suchte mich aufzurichten. Da trat er mit erhobener Faust auf mich zu — meine verrückten Sinne versetzten mich wieder in den Traum — ich meinte, mein Leben vertheidigen zu müssen — was weiß ich — ein blinder



Griff nach dem Nachttischen neben mir — ich sprang taumelnd aus dem Bette — richtete das Pistol auf meinen Gegner — der Schuß krachte — und ich sah den Körper des Getroffenen zusammenstürzen.“

Hier brach Waldemar ab. Er sank auf die Lehne seines Stuhles zurück und wischte sich den Schweiß von der todblassen Stirne. Kosewicz sprach kein Wort.

„Ich muß gleichzeitig in Ohnmacht gesunken sein,“ fuhr der Graf nach längerer Pause mit heiserer, zitternder Stimme fort, „denn von all dem, was unmittelbar auf meine wahnwitzige That folgte, weiß ich nichts. — Am

andern Morgen befand ich mich in meinem Zimmer. Der Better stand vor mir und redete mir eindringlich zu, aufzustehen und mich in aller Eile reisefertig zu machen. Ich gehorchte mechanisch, während ich meine Gedanken mühsam zu sammeln suchte. . . .

Lassen Sie mich in Kurzem vollenden: der Better half mir, meinen Koffer packen — bezahlte meine Rechnung — und eine Stunde später verließ ich das Hotel, ohne sonst Jemanden von unserer Gesellschaft zu sehen. Ich wagte es nicht, nach ihnen zu fragen, am wenigsten aber nach dem Vorfalle der vergangenen Nacht. Bei dem Gedanken daran stockte mir das Blut in den Adern. Im Wagen, der mich nach dem Hafen brachte, suchte der Better über meinen gestrigen Zustand zu scherzen und stellte das Rencontre mit dem Doctor als ein ganz oberflächliches Intermezzo hin. Aber es entging mir dabei seine aufgeregte, verstörte Miene nicht und die Hast, mit welcher er mich hinwegzubringen trachtete. — Zufällig ging noch am selben Tage ein Schiff ab. — Von tausend quälenden Gedanken umbraust, noch halb berauscht, ließ ich Alles mit mir geschehen. Ich fragte nichts, äußerte keinen Wunsch, und schiffte mich, wie im Traum befangen, ein. . . .

Als ich nach langen Wochen, die ich in dumpfer Betäubung durchlebte, hier in Ulmenhorst eintraf, da wußte ich, daß ich — der geistigen Unnachtung entgegengehe. Hätte mich nicht mein Instinct getrieben, den Ort aufzusuchen, wo ich in weltabgeschiedener Einsamkeit wenigstens körperliche Ruhe finden konnte, ich glaube kaum, daß ich auch Hause gefunden hätte. Nun — hier spann ich mich

ein, Tag und Nacht von selbstquälerischen Phantasmen umgeben, von nagenden Gewissensbissen gefoltert, die mich den Wahnsinn wie etwas Erlösendes erwarten ließen. Ich brach mit der Welt — löste alle die Beziehungen, die ich einst zu den Mitmenschen hatte — und überließ mich meiner dumpfen Verzweiflung. Jenes ungelöste Räthsel — ich wagte es lange nicht zu berühren — allmählig aber erwachte das Verlangen nach Gewißheit in mir. Ich kann meine Lage nicht mehr ertragen; ich will klar sehen — um jeden Preis! Und Sie — Sie sollen mich vor dem lange gefürchteten und doch vielleicht heimlich ersehnten Wahnwitz retten — oder mir die Gewißheit verschaffen, daß ich — ein Mörder bin!“

Kosewicz kostete es Mühe, gelassen zu bleiben. Er wäre am liebsten aufgesprungen bei dieser für ihn wahrhaft unschätzbaren Entdeckung.

„Und gesetzt den Fall — der Mann wäre verloren — was würden Sie dann thun?“

„Was ich schon mehr als zehnmal mir vorgenommen habe,“ sagte Wildenstein, sich erhebend, mit unheimlicher Ruhe, „ich würde diesem traurigen Leben ein Ende machen!“

Als sich Kosewicz auf seinem Zimmer eingeschlossen hatte, warf er sich mit einem triumphirenden Grinsen in einen Stuhl, um im nächsten Moment wieder aufzuspringen und, sich eifrig die Hände reibend, auf und ab zu gehen.

Herrlich! prächtig! Das ging ja Alles, wie es sich der Pole und — seine Auftraggeber kaum hätten träumen lassen dürfen. Das also war's! Ach, der gute Graf Waldemar

lieferte sich ja ganz freiwillig in die Hände seines Verderbers.

Kosewicz verglich sich in diesem Augenblick in behaglicher Heiterkeit mit Franz Moor, wie er zu Anfang des zweiten Actes seinen teuflischen Monolog vom „Arsenal des Todes“ hält. Seine Pläne waren nicht minder tückisch.

Er setzte sich noch in derselben Nacht hin und schrieb an Wolfgang Bröse ein kurzes Billet folgenden Inhalts:

„Es geht besser, als ich erwartet. Ich übernehme die Garantie, daß unser Object schon in wenigen Wochen expedirt ist! — A. K.“

„Wahrhaftig,“ sagte sich der Pole lachend, als er das Papier ~~über~~wertirte, „Graf Otto wird einem spiritistischen Experiment eine fette Erbschaft verdanken. Und für den armen Teufel Waldemar ist's doch am besten, wenn er — geht!“

* * *

Edel kam sich in dem Hause ihres Mannes stets wie von verborgenen Gefahren umlauert vor. Sie bemerkte, daß Victor sich in seinem Berufe als Politiker aufrieb, daß er schwere Kämpfe zu bestehen hatte, die ihn verstimmt und ermüdeten, aber er wich allen ihren diesbezüglichen Fragen aus und zwang sich, heiter zu erscheinen.

Die Nähe seiner Verwandten war ihr ebenfalls peinlich. Magnus, der von Zeit zu Zeit sich in seinem Rollstuhl zu dem Stiefbruder herüberfahren ließ, begegnete ihr mit einem so eigenthümlichen Trotz, daß sie nicht anders glauben konnte, als der verbitterte, grämliche Krüppel übertrage auf

sie den alten Familienhaß. Von Schwägerin Margaretha wußte sie, daß sie diese mit ihrem ganzen „bürgerlichen“ Hochmuth unverzöhnlich anfeindete. Und Alexander vermied es, ihr zu begegnen und konnte es kaum über sich gewinnen, ihr einen kalten Gruß zu widmen, wenn sie ihn zufällig an ihrem Fenster vorüberschreiten sah. Er hatte das Haus des Stiefbruders noch mit keinem Fuße betreten.

Vor Allem aber bangte Edel vor der fortgesetzten Verschwendungssucht ihres Gatten. Sie wußte, daß er sein Vermögen im Geschäfte des Bruders deponirt habe, und Alles, was sie über die Speculationsgeschäfte gehört hatte, bei welchen das Bankhaus J. G. Sommer's Söhne an der Spitze stand, erfüllte sie mit einer Art ahnungs-vollen Grauens wie die gesammte Zeitströmung. Sie konnte sich keine Rechenschaft über den inneren Zusammenhang geben, aber sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß Victor, der als Politiker und als Bruder in wer weiß wie engen Beziehungen zu all diesem ungesunden Speculationstreiben stand, möglicherweise eine Katastrophe heraufbeschwor, deren Schatten ja jetzt schon auf das Glück ihres Ehelebens fielen.

Sie raffte sich in einer der wenigen traulichen Stunden, die Victor's Berufsleben ihnen ließ, dazu auf, ihm einen Theil ihrer Besorgnisse in zarter Weise anzudeuten. Aber Victor widerlegte sie eifrig. Er zeigte sich sogar sehr empfindlich, als sie der Meinung Ausdruck gab, ob er denn seine Capitalien nicht anderwärts placiren könne. Er fragte sie spitz, ob sie in die Ehrlichkeit seines Bruders Mißtrauen setze u. s. w. Und als er ihre düstere Miene

gewahrte, versuchte er wieder den oftgebrauchten scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Geh, mein kleiner Geizhals! Fürchtest Du etwa, an meiner Seite einmal darben zu müssen? Hahaha! Wenn alle Stricke reißen, geh' ich Drehorgel spielen und Du mit Deiner hübschen Stimme singst dazu. Da kann's uns nicht fehlen!“

Edel schüttelte abweisend das Haupt und zeigte nicht Stimmung, auf seine Witzeleien einzugehen. Victor zuckte die Achseln und schwieg. Aber Beide fühlten, daß von diesem Moment an eine kleine Differenz zwischen ihnen war, die sich beiderseits noch in mancherlei Kergerlichkeiten äußern sollte.

Als Professor Baumeister im October von seiner Ferienreise zurückkam, um wieder die Collegien an der medicinischen Facultät aufzunehmen, verkehrte er auch wieder als der bewährte Freund im Hause des Abgeordneten Sommer. Edel begrüßte ihn mit Freuden, denn die Antheilnahme, die der Ehrenmann ihr und ihrem Mann bisher gezeigt hatte, ließen sie hoffen, an ihm und seinem Rathe eine Stütze in ihrer sorgenvollen Bedrängniß zu finden.

Eines Nachmittags schüttete sie ihm denn auch ihr ganzes Herz aus. Baumeister hörte sie mit lebhaftem Interesse an und stimmte ihr zögernd bei.

„Liebe gnädige Frau, Sie haben recht, wenn Sie in materieller Hinsicht Befürchtungen hegen — ich habe den Doctor schon mehrmals zu warnen versucht, aber vergebens; er traut mir, dem Stubengelehrten, ja kein Verständniß für die politische und wirthschaftliche Lage unserer Epoche zu.

Nun, ich urtheile am Ende auch nur aus einem Instincte heraus. Aber daß nun Ihre Besorgnisse mit den meinigen sich in diesem Punkte begegnen, das läßt mich fürchten, daß ich — und alle die anderen Schwarzseher in dieser Sache recht haben. Man tanzt wirklich auf einem Vulcan.“

„Mein Gott, ich kann mir nicht helfen, aber zuweilen komme ich fast dazu, an Victor und seiner Mission zu zweifeln! Ist es nicht, als würde er wie ein Blinder am Seile geführt? Sagen Sie offen, finden Sie nicht, Herr Professor, — nun, daß Victor seinen Fähigkeiten nicht ganz den richtigen Weg gegeben hat, als er dieses Deputirtenmandat übernahm?“

Baumeister lächelte etwas verlegen.

„Nun denn, ja,“ sagte er dann zögernd, „ich fürchte — er ist mit seinem allzuoptimistischen Naturell, mit seinem — ich möchte sagen, — dichterisch phantastischen und weichen Temperamente der harten, realistischen Aufgabe eines Parlamentariers nicht gewachsen. Ich will ihn dadurch selbstverständlich keineswegs herabsetzen. Sehen Sie, es gibt eben verschiedene Charaktere. Während der Eine z. B. gerade durch einen verzweifeltsten Kampf mit Armuth und sonstigem Unglück die Kraft erlangt, sich bis zur Höhe durchzuringen, und sich daselbst zu behaupten, kann ein Anderer, den das Wiegegesehnt materiellen Uebergewichtes von Haus aus optimistischer und in sich selbst vertrauenseliger gemacht hat, sich von dem Verhängniß seines erschlaffenden Lebens-elementes niemals eigentlich losringen; eine schwere Enttäuschung schlägt ihn ein für alle Mal zu Boden. Glückspilze, wie Ihr Gemahl, denen — wenigstens zu Anfang

— Alles gelingt, die mehr ihrer genialen Intuition als dem strengen Weg einer nüchternen Real-Untersuchung vertrauen, sind immer untüchtiger als die Minderbegabten, aber Erfahrungsconsequenteren, die eine Aufgabe mit der Gründlichkeit eines weniger selbstgenügenden Geistes erfassen; jedenfalls sind diese die besseren Politiker. — Doctor Victor Sommer ist ein Genie — aber ohne Anwartschaft darauf, damit den Nationalinteressen dienen zu können. Aber seien Sie froh deshalb, denn er ist mit seinem Naturell gerade darauf angewiesen, in einer friedlichen Häuslichkeit, an der Seite der treuen, verständnißvollen Gattin sein Glück zu suchen. Hier ist die Stätte, wo er sich und seiner Umgebung segensbringend wirken kann, und ist es nicht schon eine schöne Lebensaufgabe, ein treuer Freund, ein wackerer Gatte und Vater zu sein? Sie müssen ihn unmerklich darauf hinzuleiten suchen, wie Ihnen ja überhaupt seiner sensiblen, weichmüthigen Natur gegenüber die Rolle des Steuerführers auf Ihrem gemeinsamen Lebensschifflein zufällt. Preisen Sie sich nur glücklich, daß Sie so klug und einsichtsvoll sind, dieses Amt übernehmen zu können!“

„Ich wollte, ich könnte Ihnen Recht geben, Professor!“ erwiderte Edel lächelnd. „Aber so lange Victor auf seiner gegenwärtigen Bahn fortschreitet, so lange wird er sich der Mission entfremden, die Sie ihm zuschreiben. Jetzt ist er eigensinnig und beharrt in seinem Irrthume.“

„Er ist noch nicht zur Krisis gekommen. Lassen Sie ihn nur! Die Zeit naht mit raschen Schritten, in der er erkennen wird, daß geistig tiefer Stehende, aber Schlawere

ihn da gegängelt haben, wo er einem eigenen Impuls zu folgen glaubte. Der Schlag wird ihn mit einem Male aufrütteln — und an Ihnen ist es dann, ihn an sich zu ziehen und durch Ihren beglückenden Einfluß in seine rechte Bahn zu zwingen.“

Edel seufzte. „Ja, ja, wenn er nicht am Ende vielleicht — unterliegt. Sie sagten vorhin selbst, seiner Natur wären die materiellen Vortheile, die er seit seiner Geburt genoß, eine Nothwendigkeit, sein Lebenselement. Wie nun, wenn er jetzt auf dem besten Wege ist, das zu verlieren? Wie könnte man ihm das begreiflich machen, wenn er nicht hören will?“

Baumeister dachte eine Weile nach. Dann ergriff er lächelnd ihre Hand.

„Dann — müßte man auch hier die energische Initiative übernehmen — an seiner Statt handeln. Es ist ein Gebot der Pflicht!“

„Wie aber? Und Sie meinen, daß ich —?“

Der Professor nickte und lächelte wieder

Als sich der Hausfreund empfahl, fühlte sich Edel zum ersten Male seit langer Zeit wieder leicht und frei. Nun blickte sie mit weit mehr Vertrauen in die Zukunft.

Victor hatte zum bevorstehenden Weihnachtsfeste für seine Frau einen prächtigen Brillantschmuck bestellt. Ihre ihm kleinlich erscheinenden Bedenken, die sie nun unlängst wieder so nachhaltig über seine kostspieligen Geschenke geäußert hatte, ließen es ihn hinterher bereuen, den theuren Schmuck bestellt zu haben, und er erwartete, mit diesem Präsent eine Unmuthswolke auf Edel's Stirne zu locken.

Wie erfreut war er daher, als sie am Weihnachtsabend seine fürstliche Gabe mit wirklichem Entzücken entgegennahm, ohne nur entfernt auf den hohen Preis anzuspielen.

Der glückliche Erfolg dieses Geschenkes ermunterte ihn denn auch wieder zu einer Reihe anderer. Besonders war es aber Schmuck, werthvolle Steine, welche Edel mit besonderer Freude begrüßte. An eine Reduction der Wirthschaftsausgaben, die sie ihm früher so oft vorgeschlagen hatte, schien sie jetzt nicht mehr zu denken; im Gegentheil, es kam zuweilen vor, daß sie mit naivem Lächeln vor ihn hintrat und ihm das Geständniß machte, dies und das, jene neue Toilette, dieser glänzende Gesellschaftsabend ihres Hauses, habe eine Lücke in ihr Budget gerissen und sie komme um — eine Anleihe.

Und Victor gab jedesmal mit vergnügter Miene; die Heiterkeit seines angebeteten Herzensweibchens war ihm um keinen Preis zu theuer erkauft.

Umso überraschender, als er von ihrer Sorglosigkeit in Geldangelegenheiten überzeugt war, mußte ihm das Anliegen erscheinen, mit welchem sich Edel eines Tages ihm näherte, als er eben wieder aus einer sehr bewegten Parlamentsitzung nach Hause kam.

„Du, Victor,“ meinte sie, nachdem sie ihn in aller Hast begrüßt hatte, „ich habe Dir ja das Restchen Vermögen, das ich mitbrachte, bei unserer Verheirathung übergeben. Sage einmal, hast Du das auch bei Schwager Alex angelegt?“

„Allerdings,“ sagte er etwas befremdet, „aber wie kommt mein kleines, munteres Weibchen jetzt mit einem Male auf solche Mammonsgedanken?“

„Ich — je nun — siehe, ich habe heute Vormittags mit Hilde gesprochen; ich höre, die Bank, der ihr Mann vorsteht, mache gute Geschäfte, und — nun lache über uns! — da haben wir die Idee gefaßt, einmal auf eigene Faust ein wenig zu speculiren. Wie findest Du das?“

„Haha! Also sogar die Frauen werden von der allge-



meinen Speculationsfucht ergriffen! — Aber wie Du willst, wenn Du darin einen Zeitvertreib findest, Du hast ja Deinen freien Willen. hm! Wie viel brauchst Du auf die Windobona-Actien?“

„Ja — ich weiß nicht genau — und vielleicht gebe ich mehr, als ich jetzt noch — na, kurz und gut, es macht Dir doch keine Schwierigkeiten — das Ganze herauszuziehen?“

„Ich verstehe,“ sagte Victor nach kurzem Schweigen, „Du willst die selbständige Administration — Deines Vermögens in die Hand nehmen. Ich werde mich beeilen, Deinem Wunsche zu entsprechen.“

Es lag eine schmerzliche Bitterkeit in diesen Worten. Victor nahm Edel's Verlangen als einen Ausfluß ihres Mißtrauens gegen Alexander. Das verletzte ihn. Er hätte ihr eine so — geschäftsmäßig kalte Berechnung gar nicht zugetraut. Schweigend legte er ihr am nächsten Tage die zwanzigtausend Gulden hin, die Edel aus der Auktion des Vaterhauses erhalten hatte

Vierzehntes Capitel.

„Und so finden wir uns wieder!“

Schiller („Die Günst des Augenblicks.“)

Edel hatte sich schon lange vorgenommen, bei passender Gelegenheit eine Unterredung mit Magnus zu suchen. Der gehässige Trotz, mit welchem ihr der bemitleidenswerthe Krüppel begegnete, hätte sie verletzt, wenn sie eben nicht Rücksicht auf die weltlich-schmerzliche Verbitterung des Schwagers genommen hätte.

Diese Gelegenheit bot sich eines Tages ganz zufällig. Victor hatte unvermuthet eine Clubsitzung, und Magnus, der in letzter Zeit alltäglich um die Dämmerstunde den Stiefbruder zu besuchen pflegte, traf im Arbeitszimmer — Edel, welche den Schreibtisch ihres Mannes abstäubte, eine Arbeit, die sie keinem Diensthoten anvertraute. Als Magnus,

wie gewöhnlich unangemeldet und ohne anzuklopfen, eintrat — er zog sich immer geräuschlos in einen Winkel zurück, wenn er Victor in eine Arbeit vertieft antraf — sah er sich der Schwägerin gegenüber. Er blieb stehen und sah sich in dem dämmerigen Zimmer um. Dann fragte er mit rauher Stimme, ohne zu grüßen, nach Victor.

Edel gab ihm Auskunft.

Er zuckte unwirsch die verzerrete Schulter und wandte sich, um wieder zu gehen.

„Gut. Ich laß' ihn grüßen!“

Edel trat ihm mit einem plötzlichen Entschluß näher. Sie wollte die zufällige Gelegenheit benutzen, um die endliche Aussprache mit dem hypochondrischen Sonderling anzubahnen.

„Wollen Sie nicht vielleicht auf Victor warten, Schwager?“

„Will Sie nicht stören, Frau Schwägerin,“ erwiderte Magnus mit halbblauter Stimme, ohne sie dabei anzusehen.

„Sie stören mich durchaus nicht.“

Edel sagte das sehr freundlich und schob ihm lächelnd einen Stuhl hin. Magnus zögerte. Sie schüttelte das Haupt und sah ihn forschend an.

„Oder — verstehe ich Sie recht? — Ist Ihnen meine Gesellschaft denn wirklich so verhaßt, daß —“

„Verhaßt?!“ — Magnus zuckte zusammen. Ihr liebenswürdiges Ton schien ihn auf's Tiefste zu erschüttern.

„Verhaßt, sagen Sie? — Wie kommen Sie darauf?“

„Nun, ich kann der Haltung, die Sie mir gegenüber beobachten, doch keine andere Deutung geben? Ja, lassen

Sie es mich Ihnen geradeheraus sagen: Sie kränken mich! Sie fliehen mich ja wie ein giftiges Reptil!"

Magnus preßte die Zähne aufeinander, sah finsternen Blickes zu Boden und — schwieg.

„Nun, seien auch Sie offen und ehrlich, Schwager! Sprechen Sie, was haben Sie gegen mich?“

Sie wartete wieder vergeblich auf Antwort. Magnus stand vor ihr wie ein störrischer Knabe, der Beichte ablegen soll.

„Sollte es wirklich noch immer der alte Familiengroll sein, den Sie nicht verwinden können? — Ich habe Ihnen doch nichts gethan?“

Magnus rang mühsam nach Athem. Er wollte schon etwas erwidern, aber er verschluckte das Wort wieder. Von einer plötzlichen Erregung übermannt, die wie ein Krampf durch den ganzen siechen Körper ging, ließ er sich auf einen Stuhl sinken. Die Krücke fiel polternd zu Boden.

Edel erschrak vor seinem Anblick und seinem seltsamen Beginnen. Aber sie war entschlossen, dieses Räthsel nun einmal zu lösen, koste es, was es wolle. Sie ließ sich in seiner Nähe nieder und blickte ihm treuherzig in die Augen, während sie seine Hand zu ergreifen suchte.

„Wäre es Ihnen wirklich nicht möglich, sich mit mir zu veröhnen?“ sagte sie mit ihrer weichen, sanften Stimme. „Mit mir und — mit sich selbst zu veröhnen?“

Er senkte das bleiche, verrunzelte Gnomengesicht und wehrte mit seinem gesunden Arm heftig ab.

„Lassen Sie mich, wie ich bin!“ murmelte er dumpf. „Rehren Sie sich nicht an meinen menschenfeindlichen, gräm-

lichen Humor! Sie sollten meinen galligen Launen gar keine Aufmerksamkeit schenken. Was kann Ihnen daran liegen? Gehen Sie einfach, mit dem Bewußtsein Ihres schönen Werthes, an dem armen, verlassenem und — vielleicht auch verächtlichen Krüppel vorüber!“

Er bebte am ganzen Leibe wie ein Fieberkranker und kämpfte vergeblich gegen die fürchterliche Bewegung in seinem Innern an. Edel fühlte sich vom innigsten Mitleid ergriffen.

„Pfui, Magnus, sprechen Sie nicht so! — Wissen Sie, daß ich gerade von Ihnen seit jeher eine bessere Meinung hatte, als von den anderen Mitgliefern der Familie, die mich und meinen armen Vater mit ihrem fanatischen Haß verfolgte? Victor verlor ich als Kind aus den Augen, den zählte ich überhaupt niemals so eigentlich zu den Bewohnern der Truxvilla. — Und Sie?! — Sehen Sie, als man mir — ich war damals noch ein kleines Mädchen — sagte, daß Sie mit Ihrem Vater und Bruder Alex in ewigem Hader lebten, da habe ich mir in meiner kindlichen Phantasie eingebildet, Sie hätten keinen Theil an dem alten, vererbten Familienhaß. Ich habe Sie oft bedauert, daß Sie — gleich mir — die Hand einer liebenden Mutter, einer Sie pflegenden Schwester entbehren mußten. Und da war es mir eine Art frommer Illusion, Ihnen wenigstens in Gedanken eine freundschaftliche Gefährtin zu sein.“

Magnus betrachtete sie mit geisterhaft verstörten Blicken. Seine gelben, spinnenartigen Finger waren krampfhaft in einander gekrallt; seine bläulichen Lippen zuckten.

„Himmel, was sagen Sie da?“ stotterte er erschreckt.
 „Sie haben den Krüppel nicht verlacht, nicht verabscheut, wie alle die Andern? Sie waren so gütig, mir ein Plätzchen in Ihren Gedanken zu gönnen?“

„Mir war's immer, als lebte mir in Ihnen da drüben in der Trugvilla ein heimlich Verbündeter, der über die verbissene Feindseligkeit unserer Häuser hinwegsähe. Wenn ich Ihnen begegnete, glaubte ich in Ihrem Blicke die stumme Versicherung zu lesen, daß Sie vorurtheilsloser dächten und gleich mir sich von diesem, in so vielen Kleinlichkeiten sich äußernden Familienhaß losgesagt hätten. — Nun, das war eben nur so ein — Kindergedanke!“

„Edel — Sie — Sie sind ein Engel!“ rief Magnus.
 „Nein, nein, Sie haben sich nicht getäuscht! Ich — ich bildete mir nur ein, Sie zu hassen — damals schon, als ich Sie noch als kleines Mädchen von Zeit zu Zeit am Parkgitter sah. Und — vielleicht hab' auch ich damals von einer zärtlichen Schwester geträumt. . . .“

„Und dürfte ich Ihnen nicht heute noch — eine solche Schwester sein?“

„Sie mir — eine Schwester?“

Er sagte das mit einer süßen, wehmuthsvollen Nübrung in der Stimme. Im nächsten Moment aber war es, als ob er sich besänne. Er schüttelte leidenschaftlich den Kopf und legte sich in die Lehne seines Stuhles zurück.

„Nein, nein, das — das ist unmöglich — und ich will auch Ihr Mitleid nicht ertragen, ich kann's nicht ertragen — Ihr Mitleid am allerwenigsten!“

„Um Gottes willen, Magnus, Sie erschrecken mich! Was soll das?“

„O, fragen Sie mich nicht, lassen Sie mich schweigen. Sie zerfleischen mir das Herz mit Ihren Worten. Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir — aber lassen Sie mich — ich kann nicht anders; ich — ich bin ein verfluchtes, elendes Geschöpf!“

Er drückte die Hände vor's Gesicht und brach in ein wildes, herzzerreißendes Schluchzen aus.

Edel fuhr zusammen und erbleichte bis in die Lippen....

Eine plötzliche Ahnung zuckte in ihrem Geiste auf. Himmel! was hatte sie da unbewußt angerichtet, welch' ein trauriges Geheimniß aus diesem kranken Herzen gerissen! Ein kalter Schauer durchrieselte sie.

„Mein Gott!“ murmelte sie, ihren momentanen Gedanken ohne es zu wollen Worte leihend. „Das also war's! Und daß ich nie noch auf diese Idee gekommen bin, die ja doch am Ende —“

Sie brach erschreckt ab vor dem wahnwitzigen Lachen, das Magnus in diesem Augenblick ausstieß. Er saß auf seinem Stuhle zusammengesauert und starrte mit einem Gesichte vor sich hin, das Edel noch niemals so abschreckend häßlich erschienen war. Sein erbittertes Lachen ging ihr durch Mark und Bein.

„Sie haben es also doch errathen, Edel? Ha, und diese Erkenntniß erfüllt Sie mit unüberwindlichem Ekel! Freilich, freilich, wer dächte denn daran, daß ein Krüppel wie ich, der sich doch daran gewöhnt haben mußte, daß die Welt ihm Alles versagt, wer dächte daran, daß auch ich in dieser siechen Brust ein Herz habe, das nach Liebe lechzt, das nach dem Weibe begehrt! Schmähen Sie mich

nun, daß ich so lächerlich bin, Ihnen dies offen zu sagen — mein Gott, Sie haben es ja gewollt, denn Sie dachten ja keinen Augenblick daran, daß ich der Baronesse Hoheneck oder der Schwägerin Edeltrud gegenüber jemals vergessen könne, daß ich eben nur — eine Mißgeburt bin, die nichts Anderes verlangen darf, als — schweesterliches Mitleid. Aber wundern Sie sich wenigstens nicht, daß ich mich — und die ganze Welt aus Grund meines zertretenen, elenden Herzens verabscheue und hasse!“

Edel erhob sich. Eine wehmüthige Antheilnahme an diesem Armen ergriff sie, den das Geständniß seiner unglückseligen Liebesleidenschaft in ihrer Gegenwart noch tausendmal elender machen mußte.

„Magnus!“ sagte sie leise. „Vergeben Sie mir! Ihnen habe ich nichts vorzuwerfen — nur mir, mir, daß ich Sie in meiner dummen Blindheit zu diesem traurigen Bekenntniß verleiten mußte. Sie verschmähen mein Mitleid — und vielleicht haben Sie Recht. Aber seien Sie stark, seien Sie ein Mann! Wenn es Ihnen versagt ist, Liebe zu erringen — in Ihrem Sinne — so haben Sie doch Anspruch auf die allgemeine Hochachtung, die man dem Heldenthum, dem Martyrium, wie Sie es ertragen, entgegenbringt. O, ich weiß, daß Sie meine Worte eher verlegen als veröhnen — aber ich kann Ihnen ja nichts zum Troste sagen. Nach Ihrem unseligen Geständniß dürfte ich Ihnen ja eigentlich nicht wieder begegnen, doch es ist — die Frau Ihres Bruders, also doch durch das Verwandtschaftsband eine Art Schwester, der Sie sich anvertraut haben. Nur die traurige Thatsache Ihres Liebesleides will



ich vernommen haben und vergessen — daß ich der Gegenstand desselben bin. Magnus, ich beschwöre Sie, machen Sie es mir nicht unmöglich, Ihnen mit jenem herzlichen, verwandtschaftlichen Wohlwollen zu begegnen, das ich Ihnen ja schon von jeher entgegengebracht habe und das ich Ihnen auch fernerhin so gerne widmen möchte!“

Magnus erwiderte nichts. Mit verhülltem Antlitze saß er unbeweglich da. Edel wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Wenn Sie im Stande sind, sich mit Ihrem tragischen Geschick abzufinden, wenn Sie einer milderen Weltanschau-

ung zugänglich werden können — Sie sollen an mir eine treue Freundin haben. Wollen Sie?“

Magnus antwortete mit einer unklaren Geberde, die nur errathen ließ, daß er in diesem Augenblick kein Versprechen ablegen könne. Er erhob sich mit abgewandtem Gesicht und griff hastig nach seiner Krücke. Edel wollte ihn nicht länger halten; sie begriff, daß er jetzt am liebsten allein sein mochte.

„Denken Sie nach, Magnus! Lassen Sie Frieden eintreten in Ihr Gemüth! Und — auf Wiedersehen, nicht wahr — auf gutes, wohlgenuthes Wiedersehen?!“

Sie streckte ihm die Hand hin. Er zögerte einen Moment, dann griff er hastig darnach und drückte einen langen Kuß darauf. Im nächsten Augenblick humpelte er, so rasch ihn sein Gebrechen davonkommen ließ, gegen die Thür.

Edel sah ihm bewegt nach. Durfte sie doch vielleicht hoffen, durch eine sanfte, schweesterliche Freundschaft diesen kranken Geist mit sich und der Welt so weit auszuföhnen, daß ihm sein schmerzliches Los wenigstens in etwas erleichtert ward?

Die nächste Zeit hatte sie alle Ursache, daran zu glauben und mit dem Erfolg jener Dämmerstunde zufrieden zu sein. Magnus vermied es zwar auch jetzt noch immer, mit ihr allein zu sein oder im Gespräch direct an sie das Wort zu richten, aber er war ruhiger, sanfter in Allem geworden; er ließ seine beißenden Zwischenbemerkungen und sich selbst zerfleischenden Spöttereien; er schien wirklich auf dem Wege zu sein, sich mit sich selbst auszuföhnen.

Diese Umwandlung war jedoch nur von kurzer Dauer. Edel bemerkte bald, daß sie der Krüppel mit finsternen, mißtrauischen Blicken beobachtete. Sein faunisches Lächeln erschien wieder, wenn sie im Gespräch mit Victor oder Professor Baumeister ein ideales Thema berührte. Und wenn sie früher nur vermuthen konnte, daß Magnus einen Haß gegen sie hege, so las sie jetzt aus jeder Aeußerung seines wilden, leidenschaftlich verbissenen Wesens die unverkennbare Gewißheit davon. Das schmerzte sie als Menschenfreundin, aber schließlich mußte sie sich sagen, daß es nicht ihre Aufgabe sei, die bizarren, krankhaften Launen eines unheilbaren Misanthropen zu bekämpfen, und so bemühte sie sich, über ihn hinwegzusehen.

Victor merkte nichts von diesem merkwürdigen Widerstreit zwischen seiner Frau und seinem Stiefbruder. Er hatte überhaupt nicht viel Gedanken für das, was in seinem Hause vorging. Ihn beschäftigten unaufhörlich die tausend Rücken und Tücken, die mit seiner öffentlichen Stellung im Zusammenhang standen. In letzter Zeit war eine Flugschrift erschienen, die, trotzdem das Gros der Presse sie todtzuschweigen bemüht war, allenthalben Sensation erregte. Es war eine Streitschrift gegen das Gründungsweesen und seine unausbleiblichen Consequenzen. Victor fand darin zu seinem Grauen und Entsetzen manchen Fingerzeig, der ihm bewies, welch verhängnißvolle Bahnen er mitunter als Politiker gewandelt war. Er konnte sich den apodiktischen Argumenten des Autors nicht verschließen und sah mit Schrecken dem allgemeinen wirthschaftlichen Niedergang entgegen, der da an der Hand sehr scharfsinniger Conclusionen prophezeit

wurde. Und der Autor dieser epochemachenden Brochure, die manchem Blinden den Staar stach und noch mehr Großactionäre erzittern ließ, war niemand Anderer als — Philipp Frost.

Und nur zu bald sollten sich die ersten Anzeichen zu dem angekündigten Umsturz einstellen. Mitten in das schönfärberische Gehaben, in den aufgeblähten Pomp, mit welchem die Vorbereitungen zur großen Wiener Weltausstellung getroffen wurden, fiel wie ein Donnerschlag die Nachricht von dem plötzlichen Fallissement eines der ersten Industrie-Etablissements. Die große Sturzwawine war gelockert und gerieth in's Rollen.

Wie die Windsbraut flog diese Hiobspost von der Börse nach dem Parlament. Victor vernahm sie, als er eben das Abgeordnetenhaus verlassen wollte. Es traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Einer der Verwaltungsräthe dieser Actiengesellschaft war einer seiner engsten parlamentarischen Clubgenossen, und er hatte selbst die Interessen derselben gefördert. Und das Gräßlichste war, daß dieses gänzlich unvermuthete Falliment auf ein schwindelhaftes Treiben im Schooße des Verwaltungsrathes schließen ließ. Es cursirten darüber in Wälde auch die schmutzigsten Gerüchte.

Halb betäubt warf sich Victor in seinen Wagen und ließ sich, so rasch nur die Pferde laufen konnten, nach Hiezing hinausfahren.

Zum ersten Male seit längerer Zeit betrat er wieder die Trutzvilla.

Der Bankier Sommer war eine Viertelstunde zuvor

herausgekommen und empfing den Bruder in seinem Arbeitszimmer.

„Ich sehe an Deinem Gesichte, Du hast es ebenfalls schon vernommen!“ rief Victor bei seinem Eintritt. „Nun, was sagst Du dazu?“

Alexander lächelte verächtlich und zuckte die Achseln, jeder Zoll der solide Geschäftsmann.

„Du irrst, Victor, wenn Du meinst, mir käme die Nachricht von dem Fall der . . . schen Gesellschaft so unerwartet. Ich sah das voraus. Ja, es ist schlimm — für die, die's angeht. Nun, unsere Haut ist rein, sage ich mit Hamlet.“

„Was? Und ich dächte, Du wärest mit einem beträchtlichen Posten engagirt?“

„Nicht mehr. Man wußte sich zur rechten Zeit aus der Schlinge zu ziehen,“ entgegnete der Bankier kalt.

„Nun, Glück auf — Dir! Aber ich — o, Du weißt nicht — ich komme mir jetzt beinahe wie ein — Mitschuldiger dieser Bande vor!“

Victor warf sich in einen Sessel und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken. Alexander betrachtete ihn eine Weile schweigend und mit zweifelhafter Miene. Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„Ach, Du wirfst Dir darüber doch keine kindischen Scrupel machen? Du hättest übrigens auch etwas Anderes zu denken als an diese dumme Geschichte. Du, ich habe gerade eine Nachricht für Dich, die Dich mehr persönlich angehen dürfte!“

Victor hob den Kopf und sah den Bruder fragend an.

„Wie denkst du darüber, wenn ich Dir sage, daß — Martha Dellinger, Deine ehemalige Frau Gemahlin, Dir eine recht nette Ueberraschung bereiten will?“

„Martha? Ach — was ist's mit der? Sie ist in Wien?“ rief Victor unangenehm erstaunt.

„Schon seit einer Woche. Aber das wäre noch nicht so schlimm, doch denke nur, die holde Dame trägt sich mit der Idee, demnächst im Orpheum als Chansonnettenfängerin aufzutreten. Der Director soll schon die Reclame dazu vorbereiten. Nun, wie findest Du das?“

Victor warf unmutig das Haupt zurück.

„Am Ende — was geht's uns an, was sie thut? Sie trägt ja Gottlob meinen Namen nicht mehr!“

„So? Und glaubst Du, sie wird es nicht als willkommene Reclame ausbeuten, durch alle Blätter daran zu erinnern, daß sie die geschiedene Gattin des Reichsrathsmitgliedes Victor Sommer ist? Ich bin heute ihrem wackeren Papa begegnet, der sich mir mit unverschämter Vertraulichkeit aufdrängte. Der Kerl sieht aus wie ein Kunstreiter. Er hat sich mit dem Töchterchen versöhnt und ist jetzt ihr — Impresario. Aus dem Allen ist zu entnehmen, daß Martha Schiffbruch gelitten hat. Als ich den Alten nach jenem Herrn von Glisen frug, da zwinkerte er mit den Augen und machte lachend eine Geberde, die besagen wollte: Ach, das ist längst schon vorbei! — Sie hat mit dem alten Schwindler ein luxuriöses Quartier in der Kärnthnerstraße gemiethet und führt einen Salon, in welchem sich angeblich die Crème unserer männlichen Lebewelt bewegen soll. Dellinger hatte sogar die Frechheit, mich dazu einzuladen. — Nun, sind das nicht schöne Geschichten?“

Victor erhob sich mit sehr bleichem Gesicht.

„Es ist empörend! Man wird mit Fingern auf uns zeigen, meine Feinde werden sich jubelnd auf den willkommenen Scandal stürzen — und alle die alten Geschichten werden wieder aufgefrischt werden. Und dagegen sollte man sich gar nicht wehren können?“

„Nun — ich denke doch. Wie die Dinge liegen, scheint Martha lediglich um ihre Existenz zu kämpfen. Sie geht vielleicht gerade deshalb darauf aus, sich selbst und Dich mit ihr zu compromittiren, weil sie hofft, dadurch von Dir Subsidien zu erpressen. Es käme wohl nur darauf an, mit ihr einen Vergleich anzubahnen.“

„Du glaubst wirklich,“ sagte Victor erleichtert, „man könnte ihr — Geld anbieten?“

„Bestimmt. Sobald dieser Dellinger mit im Spiel ist, kann die Geschichte auf nichts Anderes hinauslaufen.“

„Nun gut, dann macht sich's ja ganz leicht. Ich bin bereit, Martha jede beliebige Summe zu bieten, wenn sie sich verpflichtet, Wien für immer zu verlassen!“

„Gemach, gemach! Ich glaube, Du würdest Dich in Deinem Eifer zum Bettler machen lassen. Weißt Du was? Ich selbst will mit ihr unterhandeln — und zwar heute noch, ehe sie Dir vielleicht ihren Herrn Papa auf den Hals heßt.“

„Ah — bravo! Ich danke Dir! Ja, ja — sprich Du mit ihr — das ist das Beste! Ich gebe Dir plein pouvoir und acceptire im Voraus jede Forderung!“ —

Gleich am nächsten Morgen kam Victor wieder herüber, um zu erfahren, was der Bruder als diplomatischer Agent

ausgerichtet hatte. Alexander empfing ihn mit bedenklicher Miene, die auf eine nicht eben günstige Erledigung schließen ließ.

„Victor — ich glaube, wir haben eine Dummheit gemacht, als wir diesem Weibe so rasch unsere Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen merken ließen. Ich erkundete gestern beim Director des Orpheums ihre Adresse und suchte sie auf —“

„Und Du fandest sie stützig — sie begehrt vielleicht zu viel?“

„Oh! Was die eigentliche Abfindung anbelangt, darüber konnte ich gar nicht einmal mit ihr verhandeln. Sie wollte mich überhaupt nicht als Mittelsperson anerkennen —“

„Nun, und —?“

„Kurz und gut, sie verlangt, sich mit Dir persönlich zu einigen. O, dieses Weib ist schlau wie der Satan! Ich bin überzeugt, sie hat ganz verkehrte Pläne und wird Dir nicht so leicht das Feld räumen.“

„Wie? Ich selbst soll. — Nein, das kann ich nicht!“

„Ja, mein Junge, es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben. Sie kennt ihre Macht offenbar sehr genau und wird vor keinem Mittel zurückscheuen. Du könntest ja immerhin einen Versuch machen — am Ende ist's vielleicht doch nur eine Regung ihres Stolzes, daß sie mit Dir direct verhandeln will.“

Victor überlegte eine Weile mit zusammengebißnen Zähnen, dann rief er mit entschlossener Geberde: „Nun gut, es sei! Ich werde ihr energisch entgegenreten! — Wann kann ich zu diesem Zwecke bei ihr vorsprechen?“

„Sie sagte, morgen Vormittag wolle sie Dich erwarten.
— Hier ist die Adresse!“

Victor nickte, nahm den Zettel, den ihm der Bruder reichte, und ging. — — —

Am Abend desselben Tages empfing Martha Dellinger, die ihren Aufenthalt in den Weltstädten London und Paris gut genug benützt hatte, um sich mit dem pikanten Nimbus einer interessanten Lebendame zu umgeben, in ihrem „Salon“ unter mehreren Herren, die sich anmaßten, die Noblesse der Residenz zu vertreten, den stadtbekanntem Herausgeber des „Unpartheiischen.“

Herr Wolfgang Bröse war der Erste gewesen, den Dellinger von seiner und seiner Tochter Rückkehr verständigt hatte, in der Voraussetzung, daß er nicht ermangeln werde, der Dame, die von früher her ein Gegenstand seiner geheimen Anbetung gewesen, alle die Förderung angebedeihen zu lassen, die man von einem schier allmächtigen „Pächter der öffentlichen Meinung“ nur erwarten konnte. Und Bröse hatte sich pünktlich eingestellt; er kam, sah und — siegte. Die Gäste, die den Salon der „Madame“ Dellinger bevölkerten, theils um sich im „esprit“ der schönen Hausfrau zu sonnen, theils um unter der Leitung ihres sich prächtig in Scene setzenden Vaters an einem „kleinen Spielchen“ theilzunehmen, hatten sich schon daran gewöhnt, in Bröse den officiellen Günstling der „Dame“ zu respectiren und sich seiner Oberhoheit unterzuordnen. In Wirklichkeit war derselbe aber mit seinen Erfolgen als Held nichts weniger als zufrieden. Martha verstand es wie damals, als sie den Journalisten noch als Frau Dr. Sommer empfangen

hatte, ihn durch eine wohlberechnete Coquetterie an ihren Triumphwagen zu spannen, ohne ihn sich näher kommen zu lassen.

Heute allerdings hatte es den Anschein, als ob der Mann als Seladon mit mehr Erfolg operiren sollte, wie bisher. Als sich die zumeist aus sehr jungen Herren bestehende Gesellschaft gegen Mitternacht im Spielzimmer versammelt hatte, wo Herr Erasmus Dellinger eine sehr an- und aufregende Roulette-Bank etablirt hielt, hatte Martha mit Bröje in einer lauschigen Salon-Ecke eine Conversation unter vier Augen.

„ ach, wissen Sie, Martha, daß ich vermuthen könnte, das Motiv Ihrer derzeitigen Anwesenheit in unserer Metropole sei — Eifersucht?“

„Weil ich Ihnen gestehe, daß ich dieses tugendheilige Nönnchen, diese Baronesse Hoheneck, hasse? Pah, diesen Dr. Sommer gönne ich ihr schon — nicht aber den Platz in der Gesellschaft, von welchem sie mich hinweggestoßen hat. Mich empört es, daß sie auf mich wie auf eine — Gefallene herabblickt, während sie es eben nur verstand, den Liebhaber zu ihrem Gatten zu machen. — Ach, wenn ich dieser Heuchlerin eine so recht brennende Wunde versetzen, sie von dem Piedestal ihres Familienstolzes herabreißen könnte . . . ! Derjenige, der mir dazu die Mittel in die Hand gäbe, der — der sollte auf meine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen! Bröje, Sie sagen, Sie wären mir ein Freund — ich bin Ihnen gut — verschaffen Sie mir meine Rache — und ich bin Ihre Sclavin, wenn sie es wollen!“

Bröse überlegte mit einem satanischen Lächeln auf den lüfternen Lippen.

„Martha,“ flüsterte er ihr zu, „vielleicht bin ich in der That im Stande, Ihnen den Dienst zu erweisen. — Dieses Baroneßchen, dem hold zu sein auch ich nicht viel Grund habe, stützt sich wohl mit ihrem aristokratischen Hochmuth



auf die vorgeblich fleckenlose Familientradition ihres Namens. Wie wäre es nun, wenn man dieses Ehrenschild in seiner wirklichen Gestalt enthüllen würde? Ich meine, wenn man der guten Dame den Beweis liefern wollte, daß sich in der jüngsten Vergangenheit der Hohenecks Punkte finden, die den guten Ruf dieses Namens sehr empfindlich zu schädigen vermöchten — sobald die Wahrheit in die Oeffentlichkeit dringt? Ich denke, das wäre Ihnen genug?“

„Es käme darauf an, von welcher Tragweite diese Enthüllungen sein würden.“

„O, beruhigen Sie sich! Wenn es ruckbar würde, daß der alte Hoheneck als — Hochverräther, als unredlicher Staatsdiener und als Selbstmörder endete. . . .“

„Ach!“ Martha sprang wie elektrisirt empor. „Und das ist Alles wahr?“

„Es existiren Beweise von seiner eigenen Hand dafür.“

„Und sie — sie hat selbst keine Ahnung davon?“

„Nicht die mindeste. Sie begreifen also, wie hart sie schon selbst durch ihre eigene Erkenntniß davon getroffen werden würde — und vor ihrem Gatten. . . .!“

„Abgemacht!“ rief sie mit blühenden Augen. „Schaffen Sie mir jene handschriftlichen Beweise, und — bestimmen Sie dann selbst Ihren Lohn!“

Bröse überlegte im Fluge, daß jener bedeutungsvolle Brief, den Gideon von Hoheneck in seiner letzten Stunde an ihn geschrieben, den Empfänger allerdings nicht weniger compromittire als den Schreiber, aber da darin kein Name genannt war, konnte selbst im Falle einer noch so allgemeinen Veröffentlichung Niemand auf die Person des Adressaten vermuthen.

„Gut also!“ antwortete er, die Hand Martha's an seine Lippen ziehend. „Morgen mit dem Frühesten sollen Sie im Besitze jenes Schriftstückes sein. Aber — nicht wahr — Sie versprechen mir, davon nur einen ganz beschränkten Gebrauch zu machen? Es soll nur dazu dienen —“

„Der Frau Doctor Sommer eine kleine Ueberraschung

zu bereiten. Sie können sich darauf verlassen, daß sie diese Epistel nicht weiter publiciren wird!“ —

Anderen Tages, gegen zehn Uhr, fand sich Victor im Hause seiner ehemaligen Gattin ein. Er kam sich vor, als begehe er mit diesem Besuch einen Verrath gegen Edel. Der hohle, hotelmäßige Prunk, mit welchem diese Appartements ausgestattet waren, das Gepräge des Niederlichen, das ihm aus allen Ecken entgegengrinste — und dazu die geschniegelte Comödiantenfigur des alten Dellinger, der ihn mit cordialem Gruß empfing — das Alles erfüllte ihn mit Abscheu und Ekel. Als er in dem großen Salon, der noch die deutlichen Anzeichen der Benützung vom vergangenen Abend trug, allein war, fragte er sich, ob er nicht besser gethan hätte, diese ganze Begegnung zu vermeiden. Er wäre vielleicht noch in der letzten Minute umgekehrt, wenn ihn nicht der Eintritt Martha's davon abgehalten hätte.

Sie empfing ihn in einem einfachen, geschmackvollen Morgenanzug, zu welchem der abgesspannte, leidende Ausdruck ihres von einer interessanten Blässe angehauchten Gesichtes trefflich paßte. Sie blieb bei seinem Anblick an der Thüre stehen und erwiderte seinen stummen Gruß mit einem tiefen Seufzer.

„Ich danke Dir — daß Du gekommen bist!“ sagte sie nach einer Weile einfach und herzlich.

Ihr ungekünstelter Ton frappirte ihn. Er hatte etwas Anderes erwartet.

„Ich erfuhr von Alexander über Deine Ankunft und die Absichten, die Dich hierhertrieben,“ erwiderte er, unwillkürlich das alte „Du“ anschlagend. „Erlaube, daß wir

es kurz machen: Du wirst begreifen, daß es mir sehr peinlich wäre, Dich hier in einer Stellung zu wissen, die — na, ich will nicht erörtern, ob Du nicht andere Berufsarten wählen könntest — Du willst eben leben. Gut, so einigen wir uns miteinander. Was soll ich für Dich thun, daß Du Deine — künstlerischen Pläne aufgibst?"

„Ah — Du meinst — Geld?“ sagte sie mit verächtlichem Lächeln. „Das bot mir bereits Dein Bruder an. Aber ich ließ Dir sagen, daß ich Dich selbst zu sprechen wünschte.“

„Zu welchem Zwecke denn? Genügt es Dir nicht, wenn ich mich durch Alex bereit erklären ließ, Dir eine Rente anzusetzen, welche Dich der Nothwendigkeit eines Erwerbes überhebt?“

„Nun ja, vielleicht thu' ich Dir den Gefallen, etwas derartiges anzunehmen. Da ich mir meine Existenzmittel aber, wie Du ja selbst zugibst, ebenso gut anderwärts beschaffen könnte, ist es eben ein Gefallen, den ich Dir mit der Annahme Deiner Rente erweise. Und für diesen Gefallen verlange ich ein Aequivalent!“

„Wie?“ rief Victor unangenehm überrascht; „eine Entschädigung? Und was wäre das? Was verlangst Du noch weiter von mir?“

Martha trat dicht an ihn heran. Die Hände an den Busen gepreßt, sah sie ihm voll in's Gesicht.

„Was ich verlange? — Dich selbst!“

Victor runzelte die Stirne und trat einen Schritt zurück.

„Was — soll das heißen?“ fragte er mit mißtrauischem Erstaunen.

„Höre mich an! — Nicht wahr, Du verachtest mich? Du glaubst, ich sei ein verworfenes Geschöpf, das keiner Herzensempfindung mehr fähig sei, weil ich Dich — damals betrog? Du weißt, daß ich log, als ich Dich vor und während unserer Ehe meiner Liebe versicherte. Und jetzt würdest Du mir nicht mehr glauben, wenn ich Dir sagte, daß ich — daß ich früher zwar wirklich heuchelte, daß ich nun aber — tief bereue.“

„Warum nicht? Du hast ja wirklichen Grund zur Reue, wenn Du nun überlegst, daß Dich Dein verbrecherischer Leichtsin eine Stellung aufgeben ließ, die mit Deiner heutigen wohl empfindlich contrastirt.“

„Ach ja, Du meinst — aus Eigennutz müßte ich bereuen. Nun — und Du glaubst nicht, daß — daß — warum soll ich es nicht beim klaren Namen nennen! — daß mich meine jüngste Vergangenheit befähigte, in meinem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen gegen den Mann, den ich einst in frevelhafter Kaltherzigkeit verrieth und beschimpfte?“ Eine wilde Leidenschaft flammte in ihrem Auge, in jedem ihrer Worte, die wie verhaltener Schmerz aus ihrer stürmisch athmenden Brust hervorbrachen. „Du glaubst nicht, daß ein Wesen wie ich — glühende Liebe empfinden könne? Du glaubst mir nicht, wenn ich Dir sage — daß ich Dich — erst jetzt — liebe?“

„Nein!“ sagte er fest, ohne eine Miene zu verändern.

„Ich mußte das erwarten!“ murmelte sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen. „Siehst Du, und darum will ich Dir's beweisen, beweisen, indem ich Dich um jeden Preis an mich kette!“

„Du — mich? Oho! Bist Du bei Sinnen?“

„Vielleicht nicht mehr — gleichviel! Du sollst mir angehören — und das ist's eben, was ich von Dir verlange!“

„In der That, das ist Wahnsinn! Aber nein — ich durchschaue Dich! Du hast nur ganz gemeine, eigennützige Absichten. Nur vergißt Du, daß ich nicht Deine Marionette bin.“

„Victor — laß mich ausreden! Ich weiß, daß Du verheiratet bist — glücklich verheiratet, wie man sagt. Ich will Dir dieses Glück nicht rauben — aber ich will nach meiner Art Theil daran haben. Siehst Du, so elend bin ich, daß ich Dir gestatten will, mich zu verabscheuen, zu verachten; meine Liebe fände schon daran Genüge, Dich von Zeit zu Zeit in meine Nähe zu bannen. Mit einem Worte, ich stelle die Bedingung, daß Du Dich mir ab und zu widmest, ich will Dich an bestimmten Tagen hier bei mir empfangen — als Freund. Bei Gott, es soll kein Unrecht gegen Deine Frau damit geschehen! Ich möchte nur soviel Unrecht an Dich haben, wie Du es dem nächstbesten Deiner Bekannten einräumst. Und wenn Du mir das nicht freiwillig geben willst — so will ich Dich dazu zwingen! Denke von mir wie immer — ich wähle jedes Mittel.“

„Mich zwingen?“ wiederholte er, jedes Wort stark betonend. „Ich möchte wissen, wie Du das könntest!“

„Indem ich dem Hasse Folge gebe, den ich gegen die empfinde, welche sich an meine Stelle in Deinem Herzen gesetzt hat. Indem ich mich an Deinem Weibe räche!“



Victor wollte auffahren, aber er besann sich.

„Meine Frau kannst Du mit Deinem niedrigen Geiser nicht erreichen. Welch eine wahnwitzige Verblendung!“

„Glaubst Du?“ rief Martha, am ganzen Körper bebend vor Erregung. „Du müßtest sie nicht lieben, wenn Du sie nicht vor dem Schmerz bewahren wolltest, den eigenen Vater, dem sie kindliche Pietät bewahrt, — verachten zu sollen. Du erschrickst? — Höre! Es existirt ein Billet von der Hand des Barons Hoheneck, in welchem er bekennet, daß er durch Selbstmord geendet; und auch über die schimpf-

lichen Beweggründe hierzu gibt dies Papier Auskunft.“ Victor starrte sie sprachlos an. Martha entfaltete mit triumphirendem Blick den Brief, den sie heute von Bröse erhalten hatte. Wort für Wort las sie ihn vor.

„Nun?“ sagte sie, als sie zu Ende war, „wie denkst Du, daß Deine Frau diese Epistel lesen würde, wenn ich sie ihr zusenden wollte?“

„Elende!“ kam es als ersticker Zorneschrei von Victor's Lippen. „Du wolltest die Niedertracht haben, das arglose Gemüth dieses Engels mit diesem Zeugnisse zu vergiften?“

„Unbedenklich — wenn Du meine Bedingungen nicht annimmst. Und jetzt erkläre Dich — willst Du mir allwöchentlich die paar Stunden schenken, um die ich Dich anbettele, willst Du mir in meinem Elend, in meiner Verzweiflung, die mich zu Allem berechtigt, diesen einzigen Trost lassen?“

Victor wollte reden und brach wieder ab. Es flimmerte ihm vor den Augen.

„Nein — es kann nicht sein!“ stieß er endlich mühsam hervor. „Und — ich will nicht! — Thu, was du magst!“

Martha erbleichte und sah ihn eine Weile forschend an.

„Du weißt nicht, was Du sprichst!“ sagte sie dann etwas ruhiger. „Ich gebe Dir eine volle Woche Zeit zur reiflichen Ueberlegung. Wenn sich am nächsten Donnerstag Herr Doctor Sommer nicht bei mir zum Thee anmelden läßt — so empfängt seine Frau Gemahlin am darauf-

folgenden Morgen das eigenhändige Bekenntniß ihres Vaters. — Und jetzt gehe nur, ich weiß ja doch — daß Du wieder kommst! Adieu, mein Freund!“

Einen Augenblick war es Victor, als müsse er sich auf dieses Weib stürzen, das ihm schon so viel angethan, ihr jenes verhängnißvolle Papier entreißen, sie erwürgen dann griff er nach seinem Hute und stürzte, ohne sich umzusehen, aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)





Der Fremde.

Von Emil Mario Vacano.

1.

Sargonow ist ein malerisch am Sanflusse liegendes Kreisstädtchen in Galizien. Genau unter diesem Namen steht es freilich nicht auf der Landkarte, aber ich könnte es Euch bis in's Detail beschreiben, wenn es nothwendig wäre. Seine Lage ist, wie gesagt, ungemein malerisch, da es sich in unregelmäßigen Stagen einen terrassenförmigen Hügel hinanzieht, der sich in den klaren Fluthen des San spiegelt mit seinen grünen Büschen, seinen weißen Häusern und den alterthümlichen Kuppeln katholischer und russischer Kirchen und Seminaren.

Jetzt aber ist Winter, und noch dazu Weihnachtsabend. Es ist zeitig dunkel geworden, und in den Läden des Hauptplatzes, des Flußufers und in der großen Branntweinpropination brennen schon die Lichter. Je lebhafter und geräuschvoller an solchen Weihnachtsabenden das Treiben in den großen Städten und Residenzen ist, wo bis zum letzten Augenblick für den Weihnachtsbaum eingekauft wird, desto

stillter geht es in solchen kleinen Kreisstädten zu, besonders an so einem unheimlichen Winterabende wie der heutige, wo der Sturm durch die Gassen segte und dichte Schneeflocken herabwirbelten. Die ärmeren Leute haben ihre vergoldeten Nüsse und ihre dürftigen Geschenke schon längst daheim, und die reichen Leute haben sich alles durch die Post aus Lemberg bringen lassen. Und für die Hauptbevölkerung, die Juden, ist dieser Abend just so wie ein anderer.

Während nun in der Finsternstunde in der eigentlichen Stadt drinnen aus allen Fenstern Lichtlein schimmerten und die bergansteigenden Gassen und Gäßchen in diesem Schneewetter ziemlich öde und verlassen lagen, war es um das große, stattliche Wirthschaftshaus außerhalb der Stadt, das dem Bezirksrichter Herrn Basil Romankiewitsch gehörte, noch einsamer. „Keine Kaze“ ging oder fuhr die dort vorüberführende Landstraße entlang, auf welcher der heulende Sturm den fallenden Schnee zu hohen Wehen zusammentrug.

Ein stattliches Gebäude war es, ein ehemals gräfliches Haus, das der Vater des Herrn Romankiewitsch von der herabgekommenen Adelsfamilie gekauft hatte, die an pfliffigen Verwaltern und an in Paris verbrachten Wintern zu Grunde gegangen war. Schöne Wirthschaftsgebäude gehörten zu dem Hause, denn der Herr Bezirksrichter war ein reicher Mann. In den Ställen befanden sich hübsche und starke Pferde, die Dienstboten gingen nicht so schlumpig oder zerrissen einher, wie man's beim Adel zu finden pflegt, alle schauten fröhlich und zufrieden in die Welt, denn sie hatten's gut in dem wohlhabenden Hause bei dem jungen Ehepaare.

Der Bezirksrichter war ein schöner stattlicher Mann um die Dreißig, die Frau Bezirksrichterin ein hübsches, holdes Wesen, erst über die Zwanzig. Geheiratet hatten sie erst vor ungefähr zwei Jahren, und obwohl die Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so galten sie dennoch für eines der glücklichsten Ehepaare im ganzen Lande — denn daß sie

einander von Grund des Herzens liebten und gleichsam in ewigen Flitterwochen lebten, das sah man ihnen auf den ersten Blick an. Der Herr Bezirksrichter hatte seine Frau als Vorleserin bei einer alten befreundeten Stiftsdame kennen gelernt und sich gleich so närrisch in sie verliebt, daß er sie vom Fleck weg heiratete. Man hatte es dem stets so ernstern, ruhigen, pflichteifrigen jungen Beamten gar nicht zugetraut, daß er so heftig, so auf Tod und Leben lieben könne — ja die Mütter heiratsfähiger Töchter hatten sogar behauptet, er sei „ein Eiszapfen.“ Freilich war es bei dem Fräulein Abi Smolenska kein Wunder gewesen, daß sich selbst ein so ernstes Mannesgemüth wie Herr von Romankiewitsch war, ganz gefangen geben mußte. Denn Abi war ein reizendes, unwiderstehliches Geschöpf — eine wahre kleine Fee mit ihrem zierlichen Wuchse, ihrem Goldhaare und ihren großen, scheuen, unschuldigen Augen — und dabei war sie so herzensgut und so kindlich und hilflos obendrein; das Letztere war natürlich, da sie ihre Eltern schon in der Kindheit verloren hatte; sie war dann in ein Institut gekommen und hatte nachher in ihrem Vaterlande Russisch-Polen als Kindergouvernante eine Stelle erhalten, wo die gute alte Stiftsdame sie kennen lernte und mit sich nach Lemberg nahm als Vorleserin. Trotz ihrer Armuth hatte Abi im Hause ihrer Gebieterin und Freundin gar viele Verehrer gefunden, aber es fiel dem schüchternen, stillen Mädchen nicht ein, sich um all diese Bewerber zu kümmern — sie wollte gar nichts wissen von Liebe oder von Heiraten, bis eines Tages der junge, ritterliche Beamte Herr von Romankiewitsch in's Haus kam als Viertes bei der allwöchentlichen Whistpartie, und — da war's um sein und um ihr Herz geschehen. „Für meine Abi ist's freilich ein Glück, eine so glänzende Partie zu machen,“ — hatte die alte Baronin Bartowska zu Herrn von Romankiewitsch gesagt — „denn sie hat nichts als ihr schönes Gesichtchen und ihr braves, liebenswürdiges Gemüth. Aber Sie, Herr von Roman-

Kiewitsch? Für einen Gerichtsbeamten von so weit reichenden Ausichten wie Sie, möchte am Ende eine solche Heirat, rein aus Liebe, nicht von Vortheil sein. Sie sollten sich eher nach einer Braut aus adeligem, vornehmem Hause umschauen, deren Reichthum einen Hausstand auf großem Fuße ermöglicht und deren einflußreiche Eltern oder Verwandte durch ihre Protection Ihr Avancement beschleunigen könnten.“

Das war von der guten Baronin Barkowska sehr vernünftig und wohlgemeint gesprochen, und Basil Romankiewitsch dankte ihr auch, aber er folgte doch seinem Herzen und heiratete Abi Smolenska, indem er in seiner energischen Weise sagte: „Geld habe ich selber, mein Avancement will ich meinem eigenen Verdienste verdanken, und was nützt mich das glänzendste Leben, wenn es kein glückliches ist? Und glücklich werden kann man doch nur mit dem Wesen, das man liebt. Und ich liebe Abi.“

Und so ward das reizende junge Mädchen seine Frau, und da sie ihn ebenso unaussprechlich liebte wie er sie, so war das Leben des jungen Paares ein Himmel auf Erden.

Das dachten wohl auch Beide, und sagten sich's mit einem langen Kusse, wie sie jetzt so unter dem hellerleuchteten großen Christbaume standen, unter welchem zahlreiche für den ganzen Hausstand bestimmte Geschenke lagen, jedes mit einem Zettel versehen, der den Namen eines der Diebstboten trug. Denn Herr und Frau Romankiewitsch hatten gemeint: „Wenn wir auch kein Kind haben, so wollen wir doch einen Christbaum aufstellen. Wir sind vom lieben Gott mit so viel Glück und Freude bedacht worden, daß es eine Sünde wäre, wenn wir davon nicht Anderen mittheilen wollten. Wenn man eigenen Kindern gibt, gibt man's doch nur sich selber; wenn man's aber andern Leuten gibt, spendet man dem lieben Gott.“ Und so schmückten sie denn einen Christbaum, und kauften ein, was ihren Hausleuten nützlich war, und hatten nun auch die Lichtlein angezündet. Bevor sie aber die Uebrigen herbeiklingelten, die

schon im großen Vorzimmer draußen warteten, hatten sie einander selbst beschenkt und sich gegenseitig gedankt für all das Glück, das sie einander gaben, und wie Basil jetzt sein süßes Frauchen an sich zog und sie küßte, da schaute sie zu seinem männlichen, dunkelbärtigen Antlitz mit den treuglänzenden Augen auf und fing bitterlich an zu weinen.

— „Abi, mein Herzenskind!“ — sagte er. „Was weinst Du? Was betrübt Dich? Jetzt, in dieser Stunde!“ — Er nannte sie immer sein Herzenskind — und es lag so viel Treue und väterliche Wachsamkeit in diesem Worte, daß sie sich vor allen Stürmen des Lebens geschützt fühlte, wenn er sie so nannte.

Auch jetzt ließ sie ihr süßes Köpfchen an der breiten, starken Brust ihres strahlenden Gatten ruhen und ließ sich das helle Haar streicheln von seiner Hand, die trotz ihrer Kraft so zart berühren konnte, wie die einer Frau. Die Augen noch voll Thränen, aber um den Mund schon den Schimmer eines Lächelns, das gleichsam demuthsvoll um Verzeihung bat, sagte sie: „Oh nichts, Du Geliebtester! Was sollte mich betrüben, jetzt, und in Deinem Arme? Ich bin nur so glücklich und so dankbar, siehst Du. Man weint ja nicht immer aus Leid, oder aus — Furcht.“ Sie sagte das hastig und warf dabei einen scheuen Blick um sich, und lächelte dann voll, und seufzte tief auf, und versteckte ihr Gesichtchen an ihm und sprach gleichsam in ihn hinein: „Ich weine, weil Du so gut bist — viel, viel zu gut für mich kleines, schwaches Ding.“

„Wer könnte zu gut sein für Dich, mein Herzenskind? Und vollends ich, ich, der Dir so dankbar sein muß für das Glück, das Du mir Tag für Tag, Stunde für Stunde bereitest!“ —

— „Du warst schon ein guter, ein thatenreicher Mann, ehe Du mich kanntest, Basil!“ —

— „Aber kein glücklicher, Abi.“ —

Sie schaute wie stolz und erfreut zu ihm auf. „Richt?



Aber Alle ehrten Dich ja, Deine Vorgesetzten lobten Dich, und Alle waren froh, wenn sie mit Dir verkehren konnten — hat Dich das nicht stolz, nicht froh gemacht, Basil? Was konnte ich noch zu Deinem Glücke beitragen?“ —

Er lächelte, und tätschelte ihre rosige Wange. „Alles, was Du vorhin nanntest, ist gewohnter täglicher Tribut. den man mir zahlt, aber dabei an ein Wesen denken zu können mit blauen Augen und mit solchen süßen, schein-

heiligen Lippen, die gar nicht thun, als ob sie geküßt sein wollten, und daran zu denken, daß dieses kleine Wesen auf Einen wartet, daß es aus dem Fenster sieht, ob der Bär noch nicht kommt; daß es herumschäftert im Hause, Lieblings Speisen kocht, die Kleider des Brummbären in Ordnung hält“ —

— „Und sogar die Zeitungen liest,“ — unterbrach sie ihn lachend, — „die Zeitungen, die ihr sonst ein Gräuel waren, durchstudirt, bloß um mit ihm von Politik reden zu können, wenn er heimkommt. — Ach, Basil, weißt Du, daß ich's gar nicht begreifen kann, wie ich nur habe leben können, ehe ich Dich kannte? Ich kann mir das jetzt gar nicht mehr vorstellen, wie das gewesen sein muß! . . . Und ich könnte mir nie und nie vorstellen, wie es jemals sein könnte — ohne Dich!“ —

Ihre Arme umfaßten ihn und hielten ihn so fest, so fest! Dann raffte er sich aber auf und sagte lustig mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme: „Da thun wir aber wahrhaftig, als ob wir den Christbaum für uns allein angezündet hätten!“ —

— „Du hast recht!“ — rief sie fast erschrocken. — „Am Ende gehen die Lichter aus, bevor's noch Jemand gesehen hat! . . . Aber es war eben zu schön . . .!“ Rasch warf sie noch einen vorsorglich musternden Blick auf all die Herrlichkeiten und auf das besondere Tischchen, welches für den alten Wirthschaftsverwalter Barzowski vorbereitet war mit seinem Lieblingsstabak, warmen bunten Fahrhandschuhen und einer schön geschmitzten Meer Schaumpfeife, auf die Kleiderstoffe für die Köchin Kascha und für das Stubenmädchen Sascha, auf den neuen kurzen Pelzrock für den Bedienten Miescho, auf die schöne Cigarrentasche für den Kutscher Martens, kurz auf Alles und Jedes, und dann ließ sie die Klingel ertönen, die Thüre öffnete sich, die Hausleute kamen der Reihe nach herein, und nun wurden die gewöhnlichen Ah's! und Oh's! des Erstaunens und der Ueberraschung

laut, als ob die Beschenkten noch nie einen angezündeten Christbaum gesehen hätten.

Auch ein paar arme Kinder von Tagelöhnern waren da, welche warme Anzugsstücke und Spielzeug bekamen. Und das Spielzeug und die Kinder gaben dem Ganzen erst die rechte Weihe und Fröhlichkeit des heiligen Festes, aber weder Herr noch Frau Romankiewitsch verliehen diesem Gedanken Worte; sie dachten nur, wie schön es sein werde, wenn — aber nein! konnten sie sich denn ein noch größeres Glück denken, als sie es schon genossen? —

Der gute Verwalter Barzowski! Was der für eine Freude hatte über sein Extratäschlein voller Sachen — aber es war ihm nicht gegeben, seine Freude so recht zeigen zu können, denn er war ein wetterharter Mann, der sich nicht auf Schönthuerei verstand und auch die Worte nicht gut setzen konnte; dafür gab's aber im Dienste keinen unermüdlicheren und treueren Beamten, keinen, der so Alles wie am Schnürchen zusammenhielt in der Wirthschaft. Der Kutscher Martens wußte sich schon besser anzustellen. Freilich war er dafür auch ein Böhme und hatte schon in vielen Adelshäusern gedient, sogar in Prag bei den Thuns, den Czernins zc. Wußte der ein Wesen zu machen über die hübschen Sachen, die ihm eingelegt worden waren! Der hagere Mensch tänzelte förmlich vor Entzücken, und wie Honig flossen ihm die Lobpreisungen von den dünnen Lippen. Ach, wie das und das schön war! Und was für eine engelsgute Dame die gnädige Frau war! Und der gnädige Herr erst —! Jung war der Kutscher nicht mehr, und sympathisch auch nicht mit seiner scharfen Raubvogelnase, seinen kleinen wasserhellen Auglein und seinem süßen Lächeln, wobei sich das spitze Kinn vorstreckte, aber dafür hatte er so elegante Manieren, war ein rechter Herrschaftsdienner, konnte sogar französisch parliren, und wie wußte er mit den Pferden umzugehen. . . „Fast wie ein Zigeuner!“ — brummte Herr Barzowski manchmal, und das sollte just

kein Lob sein, aber der alte Verwalter war ja überhaupt ein Brummbar, und das konnte er nicht in Abrede stellen, daß in dem halben Jahre, während dessen der dürre Kutsher in Stalle dieses Hauses waltete, die Thiere alle so gut gehalten, so glänzend gestriegelt waren, wie in einem englischen Rennstalle.

Was war aber all die Freude gegen den Jubel der Kinder! Wie denen die Auglein funkelten, die Wänglein vor Freude rosig schimmerten!

Wahrhaftig, der Christbaum konnte ganz zufrieden sein mit der Gesellschaft, die man da um ihn versammelt hatte, und er war es auch sicherlich, denn die Kerzen wollten fast gar nicht verbrennen — 's war ein Segen dabei! Und das ganze große Zimmer paßte so gut zu der Scene. Der Großvater des Herrn Bezirksrichters Romantjewitsch mütterlicherseits war nämlich hier in Targonow russischer Geistlicher gewesen, ein wahrer Mann Gottes, dessen Name noch immer mit Ehrfurcht genannt wurde und einen Schimmer von Ehrwürdigkeit noch auf die Familie seines Enkels warf; und von diesem hochwürdigen Herrn rührten noch die schönen Sprüche her, die in einfachen, aber geschmackvollen Holzrahmen die Wände dieses traulichen Zimmers schmückten: „Opfere nicht in einem unreinen Gefäß“ — „Gott sieht in der schwärzesten Nacht, auf dem schwärzesten Stein die schwärzeste Ameise“ — „Das Gebet ist eine Leiter zum Himmel; hinauf steigt das Gebet, herab steigt Gottes Erbarmung“ — „Auch das geht vorüber“ . . . Kurz, es paßte Alles so gut zusammen in diesem Zimmer und in dieser Stunde, und es war dem jungen Gatten, als müsse er dem lieben Gott danken so recht aus Herzensgrund, „daß er nicht war wie mancher Andere“, der jetzt in dieser kalten Nacht heimlos und friedlos auf schnee-stürmenden Pfaden umherirrte.

Nachdem die Geschenke vertheilt und die Lichtlein des Baumes endlich verlöscht waren, versammelte sich die Diener-

schaft in der großen, wohlgeheizten Stube neben der Küche unten, wo sie an langer Tafel bewirthet wurde; sie war heute so zu sagen der „Gast der Herrschaft,“ Herr von Romankiewitsch selber zapfte das ausliegende Faß Bier an und seine Gattin that den ihr zutrinkenden Leuten Bescheid.

Dann aber zog sich das junge Ehepaar in das behagliche Salonzimmer zurück und hatte den Verwalter zu Gast.

Das Mahl war zu Ende, auf dem Seitentische brodelte im Samowar der Thee, den das mit einem blüthenweißen Häubchen auf dem glattgeschittelten Haare gepuzte Stubenmädchen Hascha bereitete, und eben setzte man sich mit dem Herrn Verwalter zurecht, um ein kleines Preference zu machen, da ertönte plötzlich die Landstraße entlang ein Schellengeläute, zuerst nur ganz undeutlich durch den zornigen, nächtlichen Wintersturm draußen hörbar, dann aber deutlicher und näher — bald lauter, bald abgebrochen, wie es zu gehen pflegt, wenn ein Schlitten sich durch Schneewehen hindurcharbeitet und die Pferde manchmal straucheln und manchmal wieder tief waten müssen.

— „Wie man nur an dem heutigen Abende eine Ausfahrt machen kann!“ meinte Herr von Romankiewitsch, die Lampe über dem Tische etwas höher schiebend in ihrer Kette, damit das Licht nicht zu grell fallen möge.

— „Und in dem Schneewetter!“ — sagte seine Frau, indem sie mit den Karten in der Hand nach dem nächsten Fenster schritt und die Eisblumen desselben ein wenig wegzuhauen suchte, als ob sie in der stockfinsternen Nacht draußen Etwas hätte sehen können! „Nun, ich beneide heute keinen Reisenden! Die Armen!“ —

— „Ach was!“ — meinte der Verwalter Barzowski und goß sich Rum in den Thee, welchen das Stubenmädchen just für ihn abgezogen hatte aus dem Samowar, „ach was! wenn man warmen Grog im Leibe hat und einen dicken Pelz um die Glieder, den Kragen aufgeschlagen und die Pelzmütze tief über die Ohren herabgezogen, da spürt

man höchstens an der Nase, wie schneidend kalt es ist — na, und eine kalte Nase ist beim Menschen so gesund, wie beim Hunde.“ —

— „Das meine ich auch,“ lächelte der junge Bezirksrichter, indem er sich den schönen, glänzend schwarzen Vollbart strich und das Schnurrbärtchen aufringelte über den weißen Zähnen. „Eine Schlittenfahrt in der Nacht ist nicht's so Schreckliches, Abi, als daß Du uns deswegen hier mit den Karten im Stich lassen müßtest. Ärger wär's, wenn's in solcher Nacht arme Fußwanderer, Wanderleute gäbe ohne Obdach. . .“

— „Ohne Obdach!“ rief Abi, indem sie vom Fenster zurückkam, denn der Schlitten war vorüber, und das Schellengeläute verlor sich wieder in der Ferne. „Wer sollte am Christabend ohne Obdach sein? Wer würde da nicht jeden Wanderer, der an die Thüre pocht, aufnehmen, und sei er noch so zerlumpt oder verwildert? . . . Ohne Obdach am Christabend? Das gibt's nicht!“ fügte sie energisch hinzu, indem sie sich wieder setzte.

— „Hm!“ machte ihr Mann.

— „Was, hm! Basil?“ —

— „Als ob es nicht auch Strolche und Bagabunden gäbe, die sich nicht getrauen, irgendwo anzuklopfen, und sei die Nacht noch so rauh und läge der Schnee noch so tief, weil sie ein böses Gewissen haben! . .“

— „Basil! . .“

— „Nun ja. Zum Beispiel Diebe, die im letzten Orte gestohlen haben und die nun so rasch wie möglich weiterzukommen suchen. . . Und schlimmere Wichte gibt es noch, Mörder, die sich lieber in den Schnee sinken lassen und erfrieren, als an eine Hausthüre am Wege pochen, weil sie fürchten, die Leute, die ihnen öffnen, könnten ihnen die Schuld im Gesichte lesen, könnten ihnen an der Miene ansehen, was sie verbrochen haben. . . Aber was ist dir, Abi?“ — unterbrach er sich fast erschrocken und erhob sich, denn

die kleine zarte Frau war plötzlich totenbleich geworden, nachdem ihr Antlitz bisher so lieblich geröthet gewesen war von der behaglichen Wärme des Zimmers und dem friedlichen Glücke dieser Stunde; ihre lachenden blauen Blumenaugen hatten einen starren Ausdruck angenommen, als sähe sie plötzlich ein ekelhaftes Thier über den Tisch kriechen oder eine drohende Waffe gegen sich gezückt. Sie zitterte und ließ die Kartenblätter, die sie eben hatte ordnen



wollen, auf das grüne Tuch fallen und schaute ihren Gatten sehen und verwirrt an.

— „Was ist dir?“ — wiederholte dieser, hastig seinen Arm um sie legend, denn es war, als wollte sie zusammenbrechen . . .

— „Gnädige Frau . . . was . . . was“ . . . stammelte auch der Verwalter bestürzt, und das Stubenmädchen Häscha verließ mit dem Ausrufe: „Mein Gott!“ den Samowar und trat näher, mit ihren dunklen Augen scharf und forschend auf ihre Herrin schauend.

Aber Abi Romankiewitsch lächelte schon wieder, lächelte mit noch blaffen Lippen, raffte rasch die Karten auf und suchte so unbefangen als möglich auszuweichen, während sie mit stockender Stimme sagte: „Nichts. . . . Was soll mir denn sein?.. Wie kindisch du bist, Basil. . . . Es. . . es kam nur ein kleiner Schwindel über mich. . . Der Abend. . . es gab viel. . .“ Sie sprach nicht weiter, aber sie lächelte noch und die Farbe kehrte wieder auf ihre Wange zurück.

— „Sie hat sich heute so viel angestrengt, die gnädige Frau,“ sagte Häscha.

— „Und dazu vielleicht eine kleine Erkältung, gnädige Frau!“ sagte der Verwalter. „Eine Tasse heißen Thee. . .“

— „Barzowski hat recht!“ meinte Romankiewitsch, selber wieder lächelnd und seinem Frauchen zärtlich das blonde Haar streichelnd. „Wie konnte ich auch nur so dumm sein, und von Mord und Todschlag reden in so gemüthlicher Stunde!“ —

— „Oh!“ scherzte Abi, während sie einen Schluck Thee nahm, „als ob ich gar so ein nervenschwaches, albernes Ding wäre! Es war nur ein kleiner Schwindel. Und ich bleibe doch dabei, daß es heute am Weihnachtsabende keine ganz unglücklichen und ganz verlassenen Menschen gibt, und selbst der Bösewicht, der sich sonst scheut vor der Gesellschaft, weiß, daß heute Niemand daran denkt, den Nebenmenschen zu verfolgen, sondern daß nur Vergebung und Liebe. . .“

Das liebliche zarte Wesen hatte ein so weiches, erbarmentendes Gemüth, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

— „Freilich,“ sagte der Verwalter in seiner geraden Weise, wie tröstend, und lachte dabei. „Und wer heute, jetzt, in diesem Unwetter draußen herumzieht, verdient's nicht besser, denn er ist gewiß ein besoffener Hallunke, den sie schon aus drei Propinationen und Kartschmen hinausgeworfen haben, weil er Kravall machte. . .“

„Aber ich denke, wir spielen weiter,“ sagte der Bezirksrichter, „oder eigentlich, wir fangen endlich ernstlich an. Was sagst Du, Abi? Ich habe Pique. . .“

— „Ich Careau!“ warf Barzowski ein, und das Spiel nahm seinen Verlauf. Da wandte sich Frau Romankiewitsch einmal um nach dem Theetische und sagte: „Wohin gehen Sie denn, Hascha?“ denn das Stubenmädchen war in ihrer leisen Weise, welche stets an Katzenpfötchen mahnte, nach der Thüre geschlichen, aber die Dame hatte es doch bemerkt.

— „Ich will nur sehen,“ . . . sagte Hascha, „es war mir nur, als ob . . .“ Und sie verließ das Zimmer.

— „Und der König, und das Aß, und die Atout Sieben! — rief Romankiewitsch. „Das war ein Spiel! Abi, Du gibst“ . . .“

— „Was gibts, Hascha?“ fragte Abi, denn das Stubenmädchen war wieder in's Zimmer getreten und hatte sich dicht hinter den Stuhl der Hausfrau gestellt, als habe sie Etwas zu melden.

— „Ich habe mich doch nicht getäuscht, gnädige Frau, als mir's vorhin war, als ob ich die Hausthüre gehen und im Vorhause unten reden hörte. Ein Weib mit einem kleinen Kind ist unten. Sie sieht so elend und erfroren aus. Und das Kindchen ist krank, wie sie sagt. Sie ist ein ganz armes Weib und hat angefragt, wie weit sie noch bis in die Stadt hinein hat und ob sie ihr Kind nicht ein bißchen wärmen dürfte.“

— „Aber natürlich!“ rief Abi und erhob sich voll Theilnahme.

— „Ja, das meinte die Köchin auch, aber der Mieszko sagte, man müsse doch vorher den gnädigen Herrn und die gnädige Frau fragen.“ . . .

— „Das gehört sich auch!“ meinte Romankiewitsch. „Soffentlich hat man aber das Weib mit dem Kinde unterdessen nicht draußen im Schnee stehen lassen?“ —

— „Ach nein, gnädiger Herr,“ sagte Hascha, „sie sitzt schon in der Küche unten, und die Köchin hat ihr gleich einen Schluck Thee gegeben, aber es ist nur. . . .“

— „Die arme Frau soll nur hier bleiben!“ entschied Ildi. „Ich will gleich hinunter sehen. Gebt ihr unterdessen zu essen und zu trinken. Und weitergehen darf die Arme auf keinen Fall — 's ist ja noch eine gute Viertelstunde in die Stadt, und wie der Sturm heult! Sie kann in der kleinen Kammer neben der Küche schlafen — da ist's hübsch warm. Nicht wahr, Basil?“ —

— „Nun freilich. . . . Aber Sie haben ja noch Etwas sagen wollen, Hascha?“ —

— „Ja,“ sagte Hascha und sah dabei abwechselnd vom Herrn auf die Frau — „es ist nur das: ihr Mann ist auch bei ihr. . . .“

— „Ein Mann? Ach so!“ machte Romankiewitsch.

— „Ja, er hat sich aber nicht gleich mit ihr hereingetraut und wartet vor dem Thor. . . . denn er meinte, wie die Frau sagt, einen Mann nehme man nicht so ohne weiters auf, und sie solle vorerst sehen, wie man sie aufnehme. . . .“

— „Da hat er recht!“ fiel der Verwalter in seiner kurzen Weise ein.

„Wer sind denn die Leute?“ frug Romankiewitsch. —

„Was ist denn der Mann?“ —

Aber Frau von Romankiewitsch nahm lächelnd ihren Gatten mit der kleinen weißen Hand an seinem hübschen, dunklen Barte und sagte: „Pst! Pst! Basil! Wer wird so schnell vergessen, was wir soeben besprochen haben? Daß heute Christabend ist, daß an diesem Abende, besonders in solcher Kälte und in solchem Unwetter, kein Mensch obdachlos und verlassen bleiben sollte, und da willst Du noch lange fragen, wer man sei, woher man komme, am Ende gar nach Paß und Legitimation? Oh, Basil, Basil, dein Großpapa, der gute Hochwürden, würde sagen: „Bist Du

auch ein solcher, Basil, bei dem man erst nach den Thaten fragen soll, ehe man seinen Worten glauben kann?"

Romankiewitsch lachte und küßte sie. „Du sollst recht haben, kleine Frau, zu meiner Rechtfertigung kann ich nur anführen, daß ich der Herr Bezirksrichter von Targonow bin und also die Verpflichtung habe . . .“

— „Der Frau Bezirksrichterin in Allem und Jedem, was das Hauswesen anbetrifft, gehorsam zu sein!“ lächelte Abi, sich mit komischer Würde auf ihre Fußspitzen hebend. „Also rasch herein, auch mit dem Manne der Frau und dem Vater des armen Kindchens, Hajscha! Laufen Sie hinunter und melden Sie das, und die Köchin soll die Speisekammer öffnen, und Ihr rückt zusammen am Tische und seid lieb und gut mit den armen Leuten, denn. . .“

— „Dem Vagabundengesindel!“ brummte der Verwalter, aber in sehr gedämpftem Tone, worauf ihm Abi drohte und fortfuhr: „Denn wer an einem solchen Abende in's Haus kommt und in solchem Unwetter, den hat der liebe Gott gesandt! . . .“

2.

In der großen, behaglich warmen Küchenstube des Erdgeschosses, wo die gesammte Dienerschaft des Hauses zum Fisch- und Christkuchen-Essen an dem laugen Mittelstische versammelt war, saß in der Nähe des warmen Herdes das arme Weib mit ihrem Kinde, von der das Stubenmädchen Hajscha Meldung gemacht hatte. Es war ein noch junges Weib mit glänzend schwarzen Haaren und eben solchen Augen; sie mochte auch schön zu nennen sein, wenn man sie in anderen Verhältnissen sah — nicht so ärmlich gekleidet, das dunkle Haar nicht so verwirrt vom nächtlichen Wintersturme, die feurigen Augen nicht so eingesunken und umschattet, die feinen Züge nicht so scharf und blaß. Arm genug war sie auch angezogen und ihre hohe, schlanke

Gestalt ganz entstellt von dem groben Tuche, das sie um Kopf und Brust gebunden und rückwärts gefnotet hatte. Ihr Kind, ein etwa zweijähriges Mädchen mit den großen, dunklen Augen der Mutter, lag zusammengekauert und in ein sadenscheiniges Tuch gehüllt, halbvertrocknete Thränen auf den blassen Wanglein und noch manchmal leise aufschluchzend in ihrem Schooße, augenscheinlich zu müde und zu krank, um sich vor den vielen fremden Leuten rings herum zu fürchten.

Die junge Frau des Bezirksrichters hatte mit dem armen Weibe gesprochen, diese hatte mit klagender Stimme eine Leidensgeschichte erzählt, und die Hausfrau hatte sie getröstet und sich dann neben die Bagabundin auf den Boden gekauert, daß das schwarze leichte Seidenkleid sich um sie herum aufbauschte, und sie wie in einem Nestchen hockte. Sie schmeichelte dem noch scheuen Kindlein, streichelte es und suchte es zutraulich zu machen durch jenes Geplander, das Frauen gegen kleine Kinder so gern anwenden, und das so süß und beruhigend klingt wie Bienensummen an Sommertagen: „Miezchen heißen wir?“ sagte sie und pätschelte dem Kinde die Händchen und wärmte dieselben mit ihrem Hauche. „Nein, nein, ein Miezchen macht nicht so ein ernstes, altes Gesichtchen! Schnopel heißen wir eher, Schnopel, weil wir nicht lächeln wollen! Aber Schnopel wird einen süßen, warmen Thee kriegen — ist er endlich da, Köchin? So — ein Schlückchen und noch eins, und hier hat Schnopel Biskuit, so gutes Biskuit! und dann wird Schnopel ein warmes Bettchen kriegen, wo es mit der Mami nesteln wird und morgen wird Schnopel lächeln — lächeln — mit dem ganzen Gesichtchen, nicht wahr? Und ich werde morgen auch schon irgendwoher eine Spielerei gezaubert haben, Puppen und Pferdchen — und bis dahin machen wir dem Schnopel-Kindlein hier eine kleine Puppe aus meinem Taschentuche — Alles mit drei Knöpfchen — eins, zwei, drei, und der große Knopf da ist der Kopf, und die beiden Flügel da sind die

Mermchen, und ei, wie das Püppchen da tanzen kann — trallalla, trallalla! . . .“

So plauderte Adi mit dem Kleinen, und das fremde Weib dankte dazwischen mit den überschwänglichen Worten und dem psalmobirenden Tone armer Leute und sprach von besseren Tagen, die sie gekannt habe, vom Unglück, das sie und ihren Mann verfolge und von dem schrecklichen Sturme draußen, und weinte, aber ohne Thränen.

Der Mann, welcher ebenfalls hereingeholt worden war, stand unterdessen am andern Ende des Küchenzimmers, noch an der Thüre, im Gespräch mit dem Herrn Bezirksrichter Romankiewitsch, der ihn ausfragte, und mit dem Verwalter Barzowski. Während die übrigen Dienstleute zum Theil noch auf den beiden Bänken am Mittelische saßen und das Hausmädchen Bettzeug in die offene Kammer neben dem Küchenzimmer schaffte, stand der hagere Kutscher Martens mit der Habichtsnase und dem eisengrauen Haar in der Nähe der Gruppe und schien mitleidigen Antheil an den armen Leuten zu nehmen, indem er manchmal jämmerlich aufseufzte, die Augen verdrehte und mit stark böhmischem Accente alle Heiligen anrief, was es doch für Elend in der Welt gebe.

Der fremde Wandersmann sah aber gar nicht so elend, oder demüthig aus. Er war ein stattlicher, kräftiger Mann. Sogar noch ein hübscher Mann wäre er gewesen, wenn nicht wüstes Leben oder Unglück (Beides hinterläßt dieselben Spuren) jene unheimlichen Schatten und Furchen in sein Gesicht gegraben hätten, die man niemals an guten oder glücklichen Menschen sieht, und mögen sie auch noch so vom Schicksale heimgesucht worden sein. Er war auch noch jung, in den Dreißigen etwa, gerade wie der Herr Bezirksrichter, hatte hübsche, energische Züge, glänzend blondes Haar und Vollbart, beides aber struppig und wirr vom Winde. Seine vollen rothen Lippen ließen blitzende, gleichsam hungrige Zähne sehen, seine großen braunen Augen hatten einen zwingenden, fast gebietenden Blick, obwohl er denselben mit den langen

Wimpern dämpfte; seine Stimme mochte wohl voll tönen, aber jetzt war sie heiser und belegt, vielleicht von Erkältung, vielleicht von seinem Bemühen, sanft, unterthänig zu sprechen. Er trug einen zottigen Lodenrock, der einst ein eleganter Jagdrock gewesen sein mußte, und sogar — freilich schon sehr schäbige — Gamaschen über den Stiefeln.

„Es ist nicht so sehr um mich,“ sagte er zu Herrn von Romankiewitsch mit einer Unterwürfigkeit, welche zu seiner imposanten, verwilderten und noch vom Schneethau überperkten Gestalt gar nicht recht zu passen schien, „ich könnte mich wohl noch durchkämpfen durch das Unwetter bis in die Stadt hinein, die ja nicht mehr weit sein kann, — aber meine Frau — und das kranke Kind.“

„Wie kann man aber auch mit Weib und Kind so spät noch wandern — zu Fuß . . .“

Der Fremde zuckte mit den Achseln. „Wir sind arme Leute, und in diesem geeigneten Galizien fahren um jetzige Zeit wenig Frachtschlitten, die wohl ein müdes Weib aufnehmen würden. Und Herrschaftsschlitten —?“ Er lächelte bitter. „In Malowan mochten wir nicht übernachten, es ist ja nur ein ganz kleines Pfarrnest, — und in Targonow, das eine Kreisstadt ist, habe ich doch mehr Aussicht, Arbeit zu finden. — Und eine Nacht gewonnen, viel gewonnen. Ich hätte morgen früh gleich auf die Suche gehen können, an solchen Feiertagen sind die Leute zugänglich, sie fürchten sich da vor Gott, brutal zu sein mit uns armen Teufeln . . .“

— „Wohl wahr! Wohl wahr!“ seufzte und nickte der alte dürre Kutscher, der dicht hinter der Gruppe stand. „Wer könnte an solchen heiligen Tagen . . .“

Der Verwalter knurrte aber, wie erbozt über die Reckheit eines Kutschers, nach ihm hin, worauf der Alte sich wie entschuldigend über sein eisengraues, wie eine Bürste emporstehendes, steifes Haar strich und schwieg.

Herr von Romankiewitsch musterte noch immer den selst-

jamen hünenhaften Bagabunden mit dem Etwas an sich, das auf bessere Tage deutete, und sagte, unwillkürlich einen fast höflichen Ton anschlagend: „Sie suchen also Arbeit. In welchem Fache?“

Der Fremde lächelte überlegen, nahm aber, als ob er sich an seine augenblickliche Lage erinnere, sogleich wieder seinen unterthänigen Ton an: „Oh, haben arme Leute ein besonderes Fach? Wenn ich einen Bureauchef mit einem guten Herzen finde, so kann ich perfect schreiben... Ich bin zu etwas Besseren erzogen, gnädiger Herr.... Aber Unglück... und ein krankes Weib und Kind... Finde ich einen Geschäftsmann, der sich Gotteslohn verdienen will, indem er mir Arbeit gibt, so bin ich wohl stark genug, um Hausknechtsdienste zu verrichten, — bei einer Herrschaft könnte ich Bereiter oder Stallknecht werden und hätte ich nicht vor drei Wochen einen vollständigen Scheerenschleiferkarren an Zahlungsstatt in Suzatin zurüclassen müssen — meine arme Frau hat dort das Kind am Keuchhusten krank gehabt, — würde ich morgen als Scheerenschleifer in Targonow einziehen...“

— „Die armen Leute!..“ sagte der Kutischer Mar- tens dennoch wieder hinter der vorgehaltenen Hand zum Herrn Verwalter, wie um ihn zu bestimmen, keine so ablehnende Miene zu machen... „Der Mann scheint wirklich Bildung zu haben... Und Unglück kann über Jeden kommen.“

Ein Knurren Barzowskis ließ ihn sogleich wieder verstummen.

— „Nun,“ sagte Herr von Romankiewitsch nicht unfreundlich zu dem Fremden, nachdem er einen Blick auf das arme Weib am Herde geworfen hatte und auf seine eigene hübsche Frau, die das Kind aus den feuchten Tüchern wickelte, „für heute Nacht bleiben Sie da mit den Ihrigen. Sehen Sie sich nur dort mit meinen Leuten an den Tisch — zu essen ist noch genug da — und wie ich sehe, läßt meine Frau schon die Kammer dort

für Sie herrichten. Da kommt vom Küchenherd aus Wärme genug hinein für das Kleine. . . Und morgen Vormittag fragen Sie nur in Targonow drinnen bei mir an — beim Bezirksrichter Romankiewitsch — das Amtsgebäude liegt gegenüber der Kirche — da wollen wir sehen, was sich für Sie thun läßt. . .“

Der Wandersmann verneigte sich, murmelte etwas von ewiger Dankbarkeit und Gottes Lohn und ging dann auf die Gruppe am Herde zu, leicht und gedämpft auftretend trotz seiner schweren Wanderstiefel, um sich bei der Gnädigen zu bedanken. Als sich Frau von Romankiewitsch ihm freundlich zuwendete, machte er eine tiefe Verbeugung, legte als Zeichen seiner Dankbarkeit nach polnischer Sitte die Hand auf Herz und Stirn und senkte sie dann zum Kleiderfaume der Dame herab, indem er seufzend sagte:

„Ich falle Ihnen zu Füßen, gnädigste Frau, und der Himmel vergelte Ihnen“ . . . Er hielt jählings inne. Er hatte sich während der Rede wieder zu seiner vollen Höhe aufgerichtet und er und die Frau des Hauses sahen jetzt einander zum erstenmal aufmerksamer in's Gesicht.

Welch eine Veränderung ging da plötzlich vor mit der Miene des Fremden! Alles Blut schien ihm plötzlich bis in die wettergebräunte Stirne zu steigen, so daß man den weißen, durch den Sonnenschutz der Kappe gebildeten Streif unter dem weichen, wirren Haare nicht mehr wahrnahm. Seine sprechenden braunen Augen schossen gleichsam einen Blitz, wie ein Funke aus dem Feuersteine sprüht, und starreten dann in höchstem, fast unhöflichem Erstaunen auf das zarte, schöne Gesichtchen! Seine Lippen blieben geöffnet, aber er schien die Sprache verloren zu haben. Und Abi Romankiewitsch war todtenbleich geworden, ihre Züge schienen versteinert, als hätte sie ein Medusenhaupt erblickt, diese Züge, die spehen noch im Bewußtsein des Wohlthuns einen so freundlich lächelnden Ausdruck der Freude gehabt hatten. Kein Ausruf entfuhr ihren farblos gewordenen Lippen, aber



ihr entsetzter Blick schien ein stummer Jammerschrei. So hilflos erschrocken, so entsetzt mag man sein, wenn man plötzlich auf den Leib einer Schlange tritt und den Stachel ihres Giftzahnes im Fuße fühlt. . .

Aber nur einen Moment dauerte dieses unwillkürliche Erschrecken. Der Mann faßte sich mit Gewalt — und nur wer seine Lippen und seine Augen beobachtet hätte, würde in dem Ausdrucke derselben eine Art wildes Lächeln, ein Etwas, wie eine böse Freude, bemerkt haben. Und er fuhr in seinen

Dankesbezeugungen fort — jetzt mit noch leiserer Stimme, aber langsam, sicher und bedächtig, während sein Auge die gnädige Frau nicht mehr losließ. — So sprach er „von ewiger Dankbarkeit — Herzensgüte — Gotteslohn.“

Auch Udi hatte sich wieder gefaßt und versuchte zu lächeln, aber es war ein gezwungenes, jammervolles Lächeln, und ihr Blick war nicht auf den Vagabunden gerichtet, sondern auf ihren Gatten, der mit dem Verwalter sprach. Sie entgegnete nur: „O, ich bitte . . . o, ich bitte . . .“

Hatte Jemand von all den Anwesenden Etwas von diesem stummen Vorgange bemerkt? Herr von Romankiewitsch, der mit dem Verwalter sprach, gewiß nicht. Die Dienstleute, welche theils untereinander flüsterten, theils zu ferne standen, auch nicht.

Vielleicht lag aber in dem großen dunklen Auge des fremden Weibes, dessen Blick mit so süßlicher Unterthänigkeit der freundlichen Hausfrau gefolgt war, jetzt ein anderer Ausdruck als früher? — der eines jähen Erstaunens oder Mißtrauens — beides konnte sich unter diesen hochemporgezogenen scharfen Augenbrauen verbergen. Und vielleicht war auch das aufmerksame, überall herumwandernde Auge des Stubenmädchens Hascha nicht blind gewesen? Aber diesem stets so zurückhaltenden, höflichen Geschöpfe sah man ja nie an, was sie wisse, was sie denke.

— „Basil, wollen wir nicht hinaufgehen?“ fragte Udi, ihre Hand in den Arm ihres Gatten legend. Sie sagte dies seltsam bestimmt und drängend. „Ich habe meine Anordnungen hier schon getroffen.“ — Es lag Etwas in ihrer Stimme und auch in der Unruhe des leichten Händchens, das auf seinem Arme lag, was ihn veranlaßte, sie anzusehen. „Gewiß, Udi,“ sagte er herzlich. — „Wir wollen unsere Partie wieder aufnehmen. . . Mir scheint aber doch, daß du dich erkältet hast. . . Wie blaß du bist! . . . Kommen Sie, Barzowski.“ —

— „Ja, es wird ein Schnupfen sein,“ sagte sie, denn

sie konnte einen Schauer nicht unterdrücken. Und dabei versuchte sie wieder zu lächeln, und es gelang ihr diesmal besser.

Als sie in Begleitung des Verwalters die Treppe wieder hinaufstiegen, hörten sie abermals Schlittenschellen — diesmal von der Stadtseite her — immer näher kommen, immer näher . . .

Sie achteten nicht weiter darauf, denn gewiß fuhr auch dieser Schlitten wieder vorüber.

Aber kaum befanden sie sich wieder in dem behaglichen Theezimmer, in welches der verläsliche Christbaum aus dem Nebengemache fast gespenstisch hereinblickte, als der jetzt sehr laut gewordene Ton des Schellengeläutes plötzlich abbrach. — Der Schlitten mußte vor dem Hause Halt gemacht haben.

— „Oho!“ meinte Herr von Romankiewitsch.

— „Wer kann denn um diese Zeit und in diesem Wetter zu uns kommen?“ fragte nervös und fast ängstlich Ndi, die kaum erst wie erleichtert aufgeathmet hatte, als die Zimmerthüre sich hinter ihr geschlossen und dadurch der übrige Theil des Hauses gleichsam abgesperrt war.

— „Es kommt wirklich Jemand in's Haus!“ bemerkte der Verwalter.

— „Nun möchte ich aber doch wissen . . .“ sagte Herr von Romankiewitsch kopfschüttelnd und schritt wieder der Zimmerthüre zu, die sich aber in diesem Augenblicke bereits aufthat. . .

Unten im großen Küchenzimmer war nach der Entfernung der Herrschaft das Gesinde wieder am Tische versammelt, das arme fremde Weib sammt dem Kinde freundlich in seine Mitte nehmend, und der Kutscher Martens hatte selber den fremden Mann an den Tisch geführt, wobei dieser in leicht hingeworfenem Tone sagte: „Was für eine schöne, freundliche, herzensgute Dame die Gnädige ist! Muß ein wahrer Engel sein . . . Und mir ist, als müßte ich sie schon als Mädchen irgend einmal gesehen haben . . .“

Wissen Sie nicht, wie sie als Fräulein geheißten hat, Herr Kutscher?" —

— „Nein,“ sagte der hagere alte Mann, indem er für den Fremden einen Stuhl neben sich hinsetzte. „Ich bin erst seit einem halben Jahre im Hause und habe mich nie danach erkundigt.“

— „Wie die gnädige Frau als Mädchen hieß?“ nahm die dicke Köchin Kascha das Wort, während sie der fremden Frau Fitch aus der Schüssel auf den Teller legte. „Nun, sie war ein Fräulein von Smolenska.“

— „Ah! Etwa Maria Smolenska?“ —

— „Nein, Adele Smolenska. . .“

— „So, so! Also Smolenska! . . . Nein, da habe ich mich doch geirrt,“ sagte der Fremde leichtweg und begann sich Speise vorzulegen. Mit durstigen, gierigen Zügen hatte er bereits zwei Gläser Droczymer-Bier hintereinander ausgetrunken, als sich das oben erwähnte Schellenläute dem Hause näherte und plötzlich mit einem Ruck abbrach, als der Schlitten vor der Thüre hielt.

Der Bediente Mieszko lief hinaus und öffnete die Hausthüre. Er sprach draußen mit den Angekommenen, dann rief er das Stubenmädchen Kascha, und als dieselbe herankam, sah sie zwei Herren, die sich den Schnee abschüttelten. Da sie den Einen derselben kannte, so dauerte die Unterhandlung nicht lange, sie eilte, während Mieszko den Beiden Pelz und Pelzmützen abnahm, leichten Fußes die Treppe hinauf und öffnete oben die Thüre des Theezimmers just, als Herr von Romankiewitsch dieselbe von innen öffnen wollte. „Ich bitte, gnädiger Herr,“ sagte sie, „der Herr Polizeicommissär Tagielski ist mit noch einem Herrn gekommen und läßt um Entschuldigung seines späten Besuches bitten, aber er hätte heute noch dringend mit dem gnädigen Herrn zu sprechen und wolle die Herrschaften nicht lange aufhalten, wie er sagt.“ —

3.

„Der Herr Commissär Tagielski!“ wiederholte der junge Bezirksrichter. „Was bringt wohl den heute noch hier heraus?.. Und nicht allein?.. Erlaubst du, daß wir ihn hier empfangen, liebe Ndi?“

Ndi antwortete nicht gleich. Es war, als müßte sie erst Athem schöpfen. Sie war in der That nicht wohl, denn ihre Farbe wechselte, wie die theilnahmsvolle Gascha beobachtete. Aber dann sagte sie so hastig, als wolle sie verlorenen Zeit einholen: „Aber freilich, Basil.! — Im großen Salon drüben ist's nicht mehr warm, und Herr Tagielski ist ja ein Freund des Hauses, und... er nimmt sicher eine Tasse Thee mit uns... Gascha, gießen Sie Wasser auf... oder warten Sie, ich thue es dann selber... Bringen Sie noch Biskuit und mehr Patiencebäckerei.“

Herr von Romankiewitsch eilte hinaus auf die Treppe, führte den Polizeicommissär selber in's Zimmer, lud den zweiten Herrn höflich ein zu folgen, und schüttelte seinem Freunde die Hände. Dieser stellte mit einer Verbeugung gegen die freundlich grüßende Dame des Hauses seinen Begleiter als „Inspector Molnar“ vor, trat dann auf Frau von Romankiewitsch zu, küßte ihr galant die Hand und sagte:

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädige Frau, — es ist unartig von mir, zu so später Stunde noch zu stören, und vollends an einem solchen Abende, aber — guten Abend, Herr Verwalter! guten Abend — aber die Pflicht, gnädige Frau, die Pflicht!.. Ich habe mit dem Herrn Gemahl zu sprechen... Entschuldigen also auch Sie, lieber Romankiewitsch...“

— „Aber, lieber Herr Tagielski, wie können Sie nur von Stören reden, da Sie doch wissen, daß Sie immer herzlich willkommen sind bei uns!“

— „Gewiß, gewiß, wenn ich einen freundschaftlichen

Besuch mache!" rief der Polizeicommissär herzlich, „aber ein Amtsbesuch...“

— „Amtsbesuch oder nicht, jedenfalls nehmen Sie Platz, meine Herren, und eine Tasse Thee...“

— „Und etwas kalte Küche... à la fortune de pot...!“ fügte Udi hinzu und trat an das Samowar-Tischchen, dort mit Schalen und Löffelchen hantierend und ganz die lebenswürdige Hausfrau spielend, aber fortwährend forschende, scharfe Blicke auf die beiden Herren werfend.

Am auffallendsten erschien die Gegenwart des Herrn, den der Polizeicommissär als Inspector Molnar vorgestellt hatte. Derselbe war sehr anständig gekleidet, hatte aber so gar nichts Gesellschaftsmäßiges, so gar nichts Salonfähiges an sich, — eine lange, eckige, steife Gestalt mit großen Händen und Füßen, setzte er sich links auf den äußersten Rand des Stuhles, wie es die Landbewohner im Brauch haben, wenn sie in der Stadt in ein vornehmes Haus kommen. Seine Züge waren grob, wie aus rohem Holz geschnitten, seine Augen klein und stechend, wie die eines Affen, der Mund gespalten wie die Oeffnung eines Briefkastens. Seine Sprache war schnarrend und seine Manieren unbeholfen, auch hatte er die Gewohnheit, an den Fingernägeln zu kauen. Und doch war Inspector Molnar ein werthvoller Beamter für die Polizei, als Detectiv fand er nicht seines Gleichen, und er rühmte sich, daß ihm noch Niemand entwischt sei, den er gesucht habe, noch nie Etwas verborgen wollen. Er war als Geheimpolizist so berühmt, daß man sich ihn bei den verschiedenen Gerichten „auslieh“, wenn ein besonders schwieriger Fall vorlag, an dessen Ergründung man verzweifelte. Er selber war ein Kind des Gefängnisses, von seiner Mutter in der Untersuchungshaft geboren, auf Kosten der betreffenden Gemeinde aufgezogen und von Jugend an bei Gericht verwendet worden, erst als Laufbursche, dann als Wächter, als Gefangenwärter, und zuletzt, als man seine Schlaueit und Gewandt-

heit erkannte, die er sich durch den immerwährenden Umgang mit dem Gesindel erworben, machte man ihn zum Detectiv. Er hatte ein gar seltsames Wesen, der Herr Molnar. Wenn er so darsaß wie jetzt, schien es, als sehe und höre er nichts um sich herum, als schaue er mit seinen winzigen, schwarzen, stechenden Neuglein nur in sich hinein, aber er hätte Euch, wenn es nöthig gewesen, jede Fliege aufzählen können, die über die Wand kroch und jedes Stäubchen, das auf dem Aermel eines Anderen lag.

Herr Tagielski, der Polizeicommissär, war dagegen ganz anderer Art. Er war als ein ausgezeichnete Beamter bekannt, voll Energie und Schlaueit, voll Dienstleister, ja, förmlich verliebt in sein Amt; aber dabei doch ein vollkommener eleganter Weltmann. Immer sehr nobel gekleidet, den blonden Bart à la gommeux verschnitten, ein goldeingesetztes Binocle auf der feingebogenen Nase, das Haar pomadifirt, die Stimme melodisch, die Rede höflich und jovial, in seinem ganzen Wesen voll Distinction.

— „Ich wäre wahrhaftig heut nicht mehr hier eingefallen, lieber Romankiewitsch,“ sagte er, „aber Sie wissen, in wichtigen Fällen handelt es sich oft um ein paar Stunden, und so ließ ich denn den Chaim seinen Schlitten einspannen, nahm den Herrn Inspector da mit und fuhr auf Malowan zu. Aber als wir hier vorbeikamen, und ich sah, daß alle Fenster unten und oben noch so hell erleuchtet seien, da dachte ich: „Willst einmal gleich hier ein wenig nachfragen, ehe du weiter fährst — vielleicht weiß man hier Etwas von den Leuten, nach denen ich fahnde.“

— „Sie sind also auf der Suche nach Delinquenten?“ frug Romankiewitsch.

— „Sie können sich doch denken, daß ich sonst am heiligen Abende nicht so querselbein fahren würde in solchem Unwetter! Es hat mir's freilich Niemand geheißt, aber Sie wissen ja, ich bin mit Leib und Seele bei meinem Amt,

und mein größter Hochgenuß besteht darin, ein paar Galgen-
vögel zu erwischen."

— "So ist also irgendwo ein Verbrechen begangen
worden? Ein Diebstahl, oder ein Raub?"

— "Nein — es handelt sich um einen Mord."

— "Ein Mord!" riefen Herr von Romankiewitsch
und der Verwalter. Nur Udi sagte nichts. Sie neigte sich
nur über den Kessel und hantirte da herum.

— "Oh, beruhigen Sie sich," sagte Herr Tagielski.
"Es ist kein Mord, der heut oder gestern geschehen ist, sondern
schon vor mehr als zwei Jahren. Und nicht einmal hier in
der Gegend, sondern in Russisch-Polen drüben, in Warschau."

— "In Warschau!" wiederholten Romankiewitsch
und der Verwalter. Nur Udi sagte wieder nichts. Sie stand
an dem Seitentischen, die Augen starr auf den Sprecher
gerichtet, die Arme an sich herabhängend, regungslos.

— "Udi," sagte Romankiewitsch, ohne auf sie zu sehen,
„du vergißt auf den Thee."

— "Ja, ja," erwiderte sie und füllte die Tassen aus
dem Samowar. Dann stellte sie dieselben vor die Herren,
deutete auf die Teller mit den Gewürzen und ging auf's
Fenster zu.

Der Polizeicommissär dankte in höflichster Weise und
fuhr fort: "Ja, und die Details der Affaire möchte ich
Ihnen eben mittheilen, lieber Herr Collega, aber wir gehen
dazu vielleicht besser auf Ihr Zimmer — denn vor der
gnädigen Frau ..."

— "Oh ich bitte!" sagte diese, und ihr Gatte schaute
sich unwillkürlich nach ihr um, ob wirklich sie gesprochen
habe — denn die Stimme klang ihm auf einmal so fremd,
so anders wie gewöhnlich.

"Ist's denn eine so schreckliche Geschichte?" fragte er
dann Herrn Tagielski.

"Jedenfalls ist es doch keine Geschichte für einen so
heiteren Abend und für ein zartes Frauengemüth ..."



— „Oh ich bitte!“ — wiederholte Adi hastig, „ich bitte, mir zu erzählen. Ich bin nicht furchtsam — nicht wahr, Basil? Ich grüße mich sogar sehr gern. Ich werde mich an's Fenster hersetzen, wenn Sie erlauben, und bitte nur Alles zu besprechen und zu thun, als ob ich gar nicht da sei. Und der Sturm draußen ist eine gar gute Begleitung zu einer Schauer-
geschichte!..“

Sie setzte sich an's Fenster, und man sah beim Schein der Lampe, wie sich ihr schönes Profil von den glitzernden Eisblumen der Scheiben abzeichnete.

— „Nun, wenn die gnädige Frau erlaubt!“ sagte Herr Tagielski. „Ich werde mich möglichst kurz fassen.“

Also in Warschau lebte noch vor drei Jahren ein alter, wunderlicher Kauz. Er trieb Handelsgeschäfte, war aber hauptsächlich Geldmäkler und dabei als Geizhals und Wucherer verrufen. Man sagte, er besäße bedeutende Reichtümer, bei seiner Geldgier und Auauserei führte er aber kein Haus. Der Gewinn war sein einziger Lebenszweck. Dabei hatte er eine Menge Schrunken und Wunderlichkeiten, war hart gegen Jedermann, lieblos und menschenscheu. Er war Witwer und hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, Mary. Der Alte hieß Kallich, Gregor Kallich.“

Der Polizeicommissär hielt inne, nahm einen Schluck Thee und wandte sich dabei nach dem Fenster hinüber. Dort saß Abi Romankiewitsch noch immer in ruhiger, grazibler Haltung, das blonde Köpfchen in die Hand gestützt. „Aber langweile ich Sie nicht, gnädige Frau?“ — fragte er.

Nein, er langweilte sie ganz und gar nicht, wie sie in ihrer liebenswürdigen Weise sagte, die Geschichte ließe sich sogar sehr interessant an.

— „Nun,“ fuhr Herr Tagielski fort, indem er sein Haupt galant gegen die Dame neigte, „der alte Geizhals hatte nur eine kleine Schreibstube, denn er machte seine Geschäfte und Speculationen sämmtlich selber ab. Er hielt bloß einen Schreiber, einen noch jungen Mann, der, wie man sagt, ein gewaltig hübscher Bursch war und Johann Wallenta hieß. Außerdem waren noch eine alte Haushälterin und ein Hausknecht da. Die beiden Letzteren wohnten und schliefen im Hintertrakte des Hauses. Johann Wallenta, der Schreiber, war ein flotter Mensch, der des Nachts gerne lustige Orte besuchte; aber bei Tage saß er fleißig in der Schreibstube beim alten Kallich und schmeichelte sich bei ihm ein, und that so emsig und fleißig und solid, daß er bald die ganze Gunst und das ganze Vertrauen des Alten gewann und dieser ihn für das Muster eines Schreibers erklärte, und ihm so geneigt wurde, wie ein so vertrocknetes, selbstfüchtiges Herz überhaupt Jemandem geneigt werden

kann. Ob der alte reiche Mann seine Tochter liebte, weiß man nicht, er ließ sie in einer Pension erziehen, wo junge Mädchen zu Gouvernanten und dergleichen ausgebildet wurden. Als die Erziehung Mary's vollendet war, kehrte sie aus dem Pensionat nach Hause zurück und mußte von nun an mit dem alten Sonderling in dem düstern, abgelegenen Hause leben — ohne Verkehr, ohne Freude, ohne Anregung, ohne Umgang, ohne jedes Vergnügen. Das mochte ein sehr bitteres Leben gewesen sein für ein junges Mädchen — für ein hübsches Mädchen noch dazu, denn Mary Kallich soll, wie aus den Untersuchungsprotokollen erhellt, ein sehr hübsches Mädchen gewesen sein — eine Blondine. . . .“

Er wandte sich bei diesen Worten unwillkürlich wieder nach dem Fenster, an welchem Frau von Romantkiewitsch saß. Es war das eine ganz natürliche Bewegung, denn Herr Tagielski mochte wohl denken, daß dieser Umstand für eine Dame von Interesse sein dürfte. Frau von Romantkiewitsch saß ruhig und regungslos da, das Haupt auf die Hand gestützt, das schöne, feine Profil hob sich, wie vorhin, scharf von den Eisblumen des Fensters ab.

Inspector Molnar schaute mit den kleinen schwarzen Neuglein in seinen Thee, als ob er in denselben nach verjunkteten Schätzen forschen würde. Der Polizeicommissär fuhr fort, sich wieder an den Bezirksrichter wendend, und höflicherweise auch den Verwalter in das Gespräch einschließend:

— „Das junge Mädchen, welches in der Pension jedenfalls an heiteren Verkehr mit Mitschülerinnen und Lehrerinnen gewöhnt war, an Puz, Spiel und die frohe Lust der Jugend, mußte sich sehr unglücklich fühlen im halbverfallenen, düstern, einsamen Hause der abgelegenen Vorstadt, wo sie ihre Kenntnisse gar nicht verwerthen konnte, von der alten Haushälterin angefeindet wurde und wo ihr der alte geizige Vater gar kein Vergnügen gönnte. Ich vermuthe das wenigstens und finde es erklärlich, daß sich zwischen ihr und

dem hübschen Schreiber Johann Wallenta ein Liebesverhältniß entspann.“

Frau von Romankiewitsch am Fenster machte eine heftige Bewegung. Herr Tagielski wandte sich zu ihr und sagte: „Gnädige Frau befehlen?“

— „Nichts,“ — sagte sie und lächelte herüber. „Ich sagte nichts.“

Herr Tagielski fuhr fort: „Wie weit das Liebesverhältniß der Beiden (welches später die alte Haushälterin fest behauptete) ging, kann ich natürlich nicht beurtheilen; aus der erwähnten Aussage der Haushälterin erhellt nur, daß sie beschloßen hatten, einander zu heiraten. Freilich zeigte diese ganze Aussage, daß die Alte ein böses, bissiges Weib war, das die arme Mary Kallich gründlich haßte — aus Neid wahrscheinlich. Thatsache ist, daß die Alte aus sagte, sie habe belauscht (sie scheint überhaupt gern an den Thüren gelauscht zu haben), wie der Schreiber Wallenta dem Fräulein Mary den Entschluß aussprach, er wolle am andern Tage bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten, und daß Mary Kallich sich damit einverstanden erklärte.

„Was nun eigentlich am nächsten Tage in der einsamen Schreibstube zwischen dem alten Geizhals und dem Schreiber vorfiel, ist nie so recht klar geworden. Als der Abend kam, ging die Haushälterin wie gewöhnlich in den Vordertrakt herüber; da sie das Fräulein nirgends fand, ging sie in deren Stube und fand dieselbe leer. Alles war in Unordnung, die Kästen offen, Kleidungsstücke herumgeworfen und Mary Kallich war verschwunden. Darüber bestürzt, begab sich die Frau nach der Schreibstube, die sie aber verschlossen fand. Auch in seinen Zimmern war Gregor Kallich nicht zu sehen. Sie rief nun dem Hausknechte und ging mit diesem an das Fenster der Schreibstube, das in den stets verlassenen Lichthof ausmündete und vergittert war. Da war es ihnen, als läge eine menschliche Gestalt am Boden. Sie machten Lärm, die Nach-

barn kamen herbei, die Polizei wurde geholt, man sprengte die Thüre der Kanzlei — da lag der alte Geizhals mit einer klaffenden Wunde am Haupte — er war ermordet. Aus der Casse war alles Geld geraubt, nur die Werthpapiere, deren Verkauf Verdacht erregt haben würde, waren zurückgelassen worden. Der Schreiber Johann Wallenta, der Bräutigam der Tochter des Hauses, mußte der Mörder sein, denn er war verschwunden und nirgends zu finden. Muthmaßlich geschah der Mord mit dem eigenen Stocke des Alten, der einen Bleiknopf hatte und neben dem Leichname lag, während er gewöhnlich in der Fensternische lehnte. Da auch die Tochter des Opfers verschwunden war und blieb, so war es klar, daß sie mit dem Schreiber im Einverständnisse gewesen sein müsse und mit ihm nach der That entflohen sei. Beide suchten mit der geraubten Beute das Weite, und sie ist jedenfalls seine Frau geworden.“

— „Sicherlich!“ sagte der Verwalter.

— „Natürlich,“ sagte auch Romankiewitsch.

Alle drei wandten sich aber plötzlich nach Frau von Romankiewitsch um.

— „Seine Frau geworden!“ hatte diese laut, wie entzündet gerufen.

— „Sind Sie anderer Meinung, gnädige Frau?“ sagte Inspector Molnar, zum erstenmale sich freiwillig in's Gespräch mischend, mit seiner rasselnden, rauhen Stimme, die wie eine Feile auf Eisengittern klang.

— „Anderer Meinung? Ich habe gar keine Meinung!“ sagte Adi, und erschien wieder so ruhig und gleichgiltig wie früher. „Ich fragte nur.“

— „Aber,“ bemerkte Romankiewitsch — „wie kommt es, daß diese alte Geschichte jetzt wieder aufgefrißt wird, Herr Tagielski?“

— „Das kam so, lieber Herr College,“ entgegnete der Polizeicommissär in seiner lebenswürdigen Weise. „Die Affaire hatte mich damals — ich war zu der Zeit noch

Adjunct — sehr intereffiert, als sie uns zukam. Ich vertiefte mich so zu sagen in dieselbe. Wir bekamen und versandten in der Sache Steckbriefe, letzteres aber ohne Erfolg. Wir forschten, wir folgten verschiedenen Spuren — umsonst. Aber ich dachte stets daran; die Sache besaß für mich eine merkwürdige Anziehungskraft, vielleicht durch die Persönlichkeit der hübschen und noch so jungen Mitschuldigen — ich habe stets ein Faible für junge blonde Damen gehabt. — Endlich aber, da gar kein Resultat zu erzielen war, mußte man die Nachforschungen aufgeben. Nun denken Sie sich mein Erstaunen, als wir heute aus Lemberg eine amtliche Mittheilung erhielten, die sich — auf was meinen Sie wohl? — auf diese alte halbvergeffene Geschichte bezog, in die ich mich damals förmlich verliebt hatte. Man meldete mir nämlich anher, daß jener längstgesuchte Mörder des alten Kallich, der damalige Schreiber Johann Wallenta, hier in dieser Gegend gesehen worden sei, und zwar mit seiner Frau. Die Beschreibung traf genau zu. Ich ließ sogleich unseren werthvollen Inspector Molnar hierher rufen, theilte ihm alle Details mit und berieth mich mit ihm. Seine Meinung stimmte ganz mit der meinigen überein. Er sagte nämlich: „Wenn Johann Wallenta mit seiner Frau in der Gegend gesehen worden ist, so kann er morgen, übermorgen vielleicht schon wieder über der Grenze sein. Es ist also am besten, wir fahren noch heut nach Malowau hinüber.“ So machte ich mich also in Begleitung des Inspectors auf den Weg. Herr Molnar ist auf einer solchen Suche mehr werth, als ein Duzend Spürhunde! (Herr Tagielski sagte das als Schmeichelei.) Er redet wenig, aber er denkt viel und beobachtet Alles. Er wäre imstande, eine Spur zu finden im zertretenen Grafe und eine Fährte auf sturmgepeitschter Haide!“ — Dabei legte Herr Tagielski dem so gefeierten Detectiv die Hand auf die Achsel. Derselbe erwiderte das Compliment mit einer Art Knurren, kante eifriger als je an seinen Nägeln und starrte mit seinen

winzigen Neuglein in's Leere. Der Polizeicommissär fuhr fort: „Als wir nun hier an Ihrem Hause vorüberkamen und alle Fenster so freundlich und einladend beleuchtet sahen, da lockte es mich, gleich im Anfange unserer Fahrt einen Halt zu machen, abzustiegen und Sie zu fragen, ob Sie oder Ihre Leute hier kein verdächtiges Gefindel vorbeikommen gesehen haben.“ —

— „Nein, nicht daß ich wüßte,“ sagte Romankiewitsch. „Wir können übrigens die Leute fragen. Es hat wohl heute Abend ein Mann mit Frau und Kind hier vorgesprochen und wir haben dieselben sogar bei uns aufgenommen, aber — das sind jedenfalls ganz harmlose Leute.“ —

— „Ein Mann mit Frau und Kind?“ meinte Herr Tagielski anstehend. „Und woraus schließen Sie, daß es nicht die Gefuchten sein könnten?“ —

— „Nun einfach, weil das Weib keine Blondine, sondern eine — übrigens sehr hübsche Brünette ist. Und dann auch. . .“

Herr Tagielski machte ein enttäuschtes Gesicht. „Ich kann die Leute aber doch sehen?“ fragte er.

— „Gewiß! Sie sind im Küchenzimmer unten. Wir können gleich hinabgehen,“ sagte Herr von Romankiewitsch, indem er sich erhob.

Jetzt hatte sich auch die Frau des Hauses erhoben und trat vor. „Pardon, Herr Tagielski,“ sagte sie in ruhigem Tone, „aber wollen Sie diese Leute wirklich inspiciiren und katechisiren? Ich glaube, das würde die Armen nur erschrecken. Sie haben sich ja doch eigentlich gar nichts zu Schulden kommen lassen, um in's Verhör genommen zu werden.“ —

— „Ach, wer sich nichts vorzuwerfen hat, erschrickt nicht so leicht,“ sagte der Polizeicommissär.

— „Nein. Wer ein gutes Gewissen hat, fürchtet keine Polizei,“ wagte auch der Detectiv der Frau vom Hause zu

widersprechen. Dieselbe sah ihn mit einem halb erstaunten, halb unwilligen Blicke an und warf das Köpfchen zurück.

— „Meinen Sie, Herr Inspector?“ sagte sie. „Ich bin anderer Ansicht. Die Leute sind arm, durch Unglück herabgekommen, wie es scheint — heimatlose Wandersleute. Für solche hat es immer etwas Beängstigendes, mit den Behörden in Berührung zu kommen. Sie haben übrigens hier in unserem Hause Zuflucht gesucht — in so heiliger Festzeit — gesucht und gefunden! Und so lange nichts anderes gegen sie vorliegt, als daß sie eben heute, wo das Gericht just auf zwei Uebelthäter fahndet, hier Obdach suchen . . .“

— „O gnädige Frau!“ unterbrach sie Herr Tagielski, „es liegt doch gegen sie vor, daß dieser Johann Wallenta und diese Mary Kallich hier in dieser Gegend gesehen worden sein sollen.“

— „Sie sagten aber doch, daß jene Frau eine Blondine gewesen sei, und das Weib dieses Mannes ist eine dunkle Brünette . . .“

Wiederum mischte sich jetzt der Detectiv in's Gespräch: „Der Herr Polizeicommissär Tagielski und mit ihm alle die Gerichte, die sich mit der Affaire befaßten, vermuthen ja nur, daß jene Mary Kallich die Frau des Thäters geworden sei. Wer weiß aber, ob sich die Beiden nicht längst wieder getrennt haben?“ — Frau von Romankiewitsch schaute den steifen, eckigen Menschen fast erschrocken an.

— „Sie haben ja gewissermaßen recht, gnädige Frau,“ sagte Herr Tagielski in seiner gewohnten Galanterie, „und ich bin keineswegs gesonnen, Ihre beiden Schützlinge zu verhören im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber als Zufreisender muß der Mann jedenfalls daran gewöhnt sein, nach seiner Legitimation gefragt zu werden — von der Sache, die uns eben beschäftigt und von dem Morde und dem Verdachte soll kein Wort erwähnt werden, das ver spreche ich Ihnen! . . .“ Sie mußte ihm danken.

— „Wenn man übrigens stets das gute und sanfte Herz liebenswürdiger Frauen zu Rathe ziehen wollte, sobald man den Spuren eines Verbrechens folgt, würde man die Thäter wohl in den wenigsten Fällen ansündig machen!“ fuhr Herr Tagielski heiter lachend fort. „Jedenfalls würden Sie wohlthun, gnädige Frau, uns nicht hinabzubegleiten. Die garstige Geschichte rührt Ihr sanftes Herz zu sehr — und ich muß wahrhaftig noch vielmals um Entschuldigung bitten, daß ich Sie an solchem Abende mit so düsteren Historien behelligte. . .“

— „Ich habe Ihnen darüber bereits meine Ansicht mitgetheilt, Herr Tagielski,“ sagte Aidi Romankiewitsch in ihrer liebenswürdigsten Weise. „Um Ihnen übrigens zu beweisen, daß mein „sanftes“ Herz nicht auch so kindisch ist, wie Sie glauben, gehe ich jedenfalls mit hinunter.“ — Sie legte dabei ihren Arm in den seinigen, und er sagte, während die Anderen folgten: „Gnädige Frau, Sie gewähren mir ein ausnehmendes Glück, indem Sie mir erlauben, Ihren Cavalier machen zu dürfen.“ —

— „Kind, Kind,“ meinte ihr Gatte mit zärtlicher Besorgniß, „bleibe doch lieber hier, Du bist wirklich nicht ganz wohl!“ —

— „Hier allein bleiben, wo der Sturm so schauerlich braust?“ sagte sie, sich unter einem fingirten Schauer lächelnd nach ihm umwendend. „Nicht um die Welt! Ihr habt mich nun einmal furchtsam gemacht, ihr Herren! . . Und dann — die Sache fängt wirklich an, mich zu interessiren! . .“

4.

Im Küchenzimmer saß die Dienerschaft noch immer um den langen Tisch und die Köchin hatte eben Punsch ausgetheilt. Der fremde Mann saß neben dem Kutsher, dem alten Martens. Die fremde Frau befand sich in der offenkundigen Nebenkammer, wo sie ihr Kind zu Bett brachte.

Einige von der Dienerschaft spielten Karten, die sie sogleich zusammenrafften, als die Herrschaft mit den beiden Herren eintrat. Im Hinabgehen hatte man sich besprochen, daß beim Ausfragen jeder Ansehn von Absicht vermieden worden sollte. Der Polizeicommissär und der Detectiv zogen also Pelz und Mütze noch im Vorhause draußen an, als ob sie schon im Weiterfahren begriffen wären, und Herr Tagielski sollte sich in der Küche nur noch eine Cigarre auf den Weg anzünden. Und so geschah es.

Während sich nun Herr Tagielski die Cigarre anzündete und auch dem Inspector Molnar eine bot, trat er wie zufällig auf den fremden Mann zu und sagte:

— „Auf der Wanderung?“

Der blonde stattliche Mann stand in höflicher Stellung da und antwortete in echt militärischer Unterthänigkeit mit seiner heiseren Stimme: „Zu dienen, gnädiger Herr.“

— „Gewerbe —?“

— „Zuletzt Diener, gnädiger Herr. Und will in Tarogonow Beschäftigung suchen.“

— „Ah! Geboren —?“

— „In Böhmen. In Kolin.“

— „So. Wo zuletzt längere Zeit conditionirt?“

— „Oh, in — Jaroslau, gnädiger Herr.“

— „Lange schon ohne Stellung?“

— Der Mann zuckte die Achseln. „Meine Frau und mein Kind waren krank.“

Die fremde Frau erschien in diesem Augenblicke an der Kammerthüre, ging langsam vor bis an die Seite ihres Gatten, und schaute Herrn Tagielski mit ihren dunklen Augen demüthig an. Aber es lag eine merkwürdige Entschlossenheit in der Art und Weise, wie sie sich neben den Mann stellte, als wolle sie Böses und Gutes mit ihm theilen. Sie war augenscheinlich eines jener Wesen, welche eben so viel von der treuen Hündin, wie von der Tigerkätzchen haben. Sie war in diesem Augenblicke wirklich schön, trotz ihrer Blässe und ihrer Magerkeit.

— „Sie haben wohl ein Wanderbuch oder eine Legitimationskarte?“

Der Wandersmann fuhr mit seiner Hand in eine Seitentasche des Zottelrockes und zog ein dünnes Bäckchen aus Zeitungspapier hervor, das er entfaltete und aus dem er eine zusammengebogene Schrift hervor suchte.



„Ich heiße — mein Name ist Josef Dyl. Und hier ist mein Passirschein. Das Wanderbuch... das Wanderbuch mußte ich in Halitsch zurücklassen, beim Wirth, als Deckung...“

— „Das muß aber doch ein gewissenloser Kerl von einem Wirth sein, der ein Wanderbuch als Deckung zurück-

behält! Ist ja doch auch gar nicht erlaubt!" sagte Herr Tagielski entrüstet.

— „Ja, erlaubt ist's freilich nicht,“ meinte der Wanderer. „Aber die Wirthe thun's doch, weil sie wissen, daß man dergleichen um jeden Preis auslösen muß.“

— „Nun, das werden wir bald zurückhaben von dem Manne! — Sie scheinen in der letzten Zeit wirklich sehr viel Pech gehabt zu haben, Johann Tyl.“

— „Josef Tyl, gnädiger Herr, Josef! — Ach ja, viel Unglück,“ sagte der Wanderer im unterthänigsten Tone, aber ein rascher, fahler Blick seiner hübschen Augen verrieth etwas wie Ungeduld und Born.

— „Nun, wenigstens haben wir da eine — wenn auch ziemlich veraltete Legitimation,“ fuhr Herr Tagielski fort in seiner leutseligen Weise. „Laß' mal sehen: Josef Tyl, ja. Und aus Kolin in Böhmen. Mit Frau und Kind... und Kind. Das ist ganz in der Ordnung. Nur“ — wandte er sich wie im gemüthlichen Gespräche an Herrn von Romankiwitsch — „nur haben dergleichen Karten in der Oberflächlichkeit der Personenbeschreibung das Mißliche, daß sie auf zwanzig, auf hundert Individuen mehr oder weniger passen können. Eine solche Legitimation kann Einer dem Andern auf dem Schlafstroh des Stallobdaches oder dem Betrunknen im Graben der Landstraße abnehmen. Scheeren-schleifer, Hausknechte, Holzspielwaarenhändler haben fast alle Frau und Kind — wenigstens auf der Wanderschaft. Wanderbücher sind präciser, neimen Arbeitsgeber und Aufenthaltsorte, man kann darüber nähere Details verlangen.“

Wieder derselbe jähe, zornige Blick in den hübschen Augen des robusten Menschen, seine Hand ballte sich in der Tasche, er wollte sich aufrichten, duckte sich aber sogleich wieder. Das Weib legte ihre Hand auf seinen Arm, wie ermahnend.

Aber der Mann sagte doch, wenn auch demüthig:

„Gnädiger Herr, ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen. . . ich glaube nicht, daß Etwas gegen mich vorliegt, vorliegen kann. Ich bin ein armer Mann — vom Malheur verfolgt. . .“

Er konnte nicht weiter sprechen — vor Bekümmerniß augenscheinlich.

— „Oh! Thatsache ist, Sie besitzen das Wanderbuch nicht, und das könnte Ihnen Unannehmlichkeiten machen bei böswilligen Behörden. Ich will gerne dafür sorgen, daß Sie dasselbe wiederbekommen, und Sie können's bei uns im Amte drin abwarten. Der armen Frau da wird's auch gutthun, wenn sie unterdessen ein wenig in Spitalpflege kommt sammt dem Kinde. . .“

— „Herr. . .!“

Die blasse Frau machte eine unwillkürliche Bewegung der Angst und schaute um sich, wie hilflos suchend.

— „Ach, beruhigen Sie sich nicht!“ sagte Herr Targielski in seiner leutseligen, selbst gegen Aermere lebenswürdigen Weise. „Es wird Ihnen kein Haar gekrümmt werden! Sie bleiben einfach hier in Targonow mit den Ihrigen, bis wir das Wanderbuch urgirt haben von dem saubern Pfändernehmer in Halitsch.“

Der Wandersmann schluckte heftig. Und auch er warf jetzt zum erstenmale einen halb hilflosen, halb drohenden Blick um sich, wie ein gehetztes Thier, und dieser Blick blieb auf Frau von Romankiewitsch und dann auf Jemandem hinter Herrn Molnar haften, aber nur so im Vorbeistreichen. Dann sagte er athemlos: „O, Sie haben die Macht und das Recht dazu, gnädiger Herr — aber Sie werden es nicht thun, nicht wahr? Ich habe nichts begangen, ich bin wohl ein armer, aber ein ehrlicher Mensch. Es liegt gegen mich nicht das Geringste vor — der Aufenthalt im Arrest kann mir also keine Gefahr bringen — er wäre sogar ein Schutz, ein Obdach für mich und die Meinigen; aber für uns arme Leute und Arbeiter ist der Arrest eine

böse Sache, er ist an sich schon ärger als ein Vergehen; er verdirbt uns Alles, und mögen wir sonst noch so unschuldig sein. Es bleibt ein Makel auf uns zurück.“

Seine heisere Stimme hatte ihm bei den letzten Worten schier wieder versagt. Der Mann mußte entweder sehr weichherzig oder schrecklich jähzornig sein.

— „Darin liegt wirklich etwas Wahres,“ äußerte Herr von Romankiewitsch gegen den Polizeicommissär.

Herr Tagielski zuckte die Achsel. „Das Alles ist sehr gut,“ sagte er, „aber die Sache ist doch nicht in Ordnung. Es liegt freilich nichts gegen Euch vor, Josef Dyl; und derjenige, an dem mir eben jetzt viel liegt, seid Ihr wohl nicht.“

Es war augenscheinlich, daß dies wirklich Herrn Tagielski's Ueberzeugung war, weil die Frau des Fremden mit der gewissen Mary Kallich so gar keine Aehnlichkeit zu haben schien. So irreführend wirkt selbst bei den geübtesten und tüchtigsten Gerichtspersonen eine vorgefaßte Idee.

Dann fuhr er fort: „Und was das Wanderbuch betrifft, so weiß ich wohl, daß dergleichen allen Gesetzbestimmungen zum Troß oft zurückgehalten wird von gewissenlosen Wirthen. — Dennoch wäre es mir sehr lieb, wenn Euch nur ein Mensch hier kennen möchte, Eure Identität beweisen würde — aber das ist freilich unwahrscheinlich, da Ihr hier fremd seid.“ . . .

— „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, aber ich glaube, ich kann mich für Herrn Josef Dyl da verbürgen, wenigstens für die Identität desselben und sein angegebenes Nationale . . .“

Es war todtenstill gewesen, wie das gesagt wurde. Und die Stimme des Sprechenden hatte einen seltsam bestimmten, scharfen Klang, obwohl er sehr bescheiden sprach.

Es war der alte Kutscher Martens. Sein Herr schaute ihn erstaunt an. Herr Tagielski wandte sich ihm mit einer Miene der Bewunderung zu: „So ja,“ sagte er. „Der Herr Martens! Sie wollen sich für diesen Mann verbürgen?“ —

— „Zu dienen, gnädiger Herr.“
 — „Sie sind Kutscher hier seit . . .“
 — „Schon seit einem Jahre,“ sagte Herr von Romankiewitsch.

— „Sie kennen also den Mann?“

— „Zu dienen.“ —

— „Richtig, Sie sind ja auch ein Böhme? Er ist also ein Landsmann von Ihnen. Das erklärt die Sache.“ —

— „Ich bin aus Olm.“

— „Und kennen Sie ihn genau?“

— „Das nun wohl nicht,“ sagte der alte Koffelenter bedächtig und höflich. „Aber ich weiß, daß er wirklich Josef Dyl heißt, aus Kolín gebürtig ist, und daß dies dort seine Frau ist — Frau Rosi Dyl. Während meines früheren Dienstes beim Herrn Grafen Chotek arbeitete Herr Dyl in der Baukanzlei, als der Herr Graf die Stalltrakte seines Schlosses gänzlich ausbauen ließ. Er war sehr geschickt und man lobte ihn sehr. Ich habe ihn durch ein ganzes Jahr täglich gesehen und sehr oft mit ihm verkehrt.“

— „Aber vorher schien es nicht, als ob Sie ihn so gut kannten.“ —

— „Gleich wie Herr Dyl hereinkam, erschien er mir bekannt. Aber er hat sich sehr verändert. Und man kommt mit so vielen Menschen in Berührung, gnädiger Herr. Erst wie wir ins Gespräch kamen miteinander, hat es sich herausgestellt, daß wir alte Bekannte sind. Herr Dyl war stets ein sehr braver Mann und ist so gebildet.“

Die Aussage war schlicht, klar, bestimmt. Und Herr Martens stand als ehemaliger gräflicher Kutscher in großem Ansehen im Haushalte hier.

— „So, so. Ich danke, Herr Martens,“ sagte Herr Tagielski fast enttäuscht. Er zögerte noch ein wenig, aber er fühlte, daß er Alle gegen sich haben würde, wenn er auf seinem Inquiriren bestände. Er warf wohl noch einen fragenden Blick auf den Detectiv, aber der nagte nur an

seinem Finger, und die kleinen schwarzen Neuglein sagten nichts. So zuckte er denn die Achseln und sagte fast ärgerlich:

— „Nun, dann ist's gut, Herr Tyl, und ich will Sie nicht behelligen. Sie werden sich morgen nach Targonow hinein begeben?“

— „Ja. Ich werde ihm dort Arbeit geben können, wie ich glaube,“ antwortete Herr von Romankiewitsch für den Gefragten.

— „Fahren wir also, Herr Molnar,“ sagte der Polizeicommissär. „Und suchen wir unsere Spur wieder auf. Nochmals, gnädige Frau, Verzeihung!“ — Frau von Romankiewitsch und der Wandersmann standen eben beisammen. Der Letztere hatte zu ihr gesprochen — nicht viel — in demüthiger Stellung mit geneigtem Haupte, — wahr-scheinlich irgend einen Dank oder eine Bitte. Da jetzt Herr Tagielski zu der Dame trat, zog er sich rasch von ihr zurück. „Sie wollen wirklich fort? Wollen Sie nicht,“ wandte sie sich an Herrn Tagielski, „noch ein wenig verweilen bei dem abscheulichen Wetter?“ —

— „In der That, Tagielski,“ sagte auch der Herr Bezirksrichter.

— „Unmöglich, gnädige Frau, unmöglich, lieber Romankiewitsch ... Schon zu viel versäumt. Herzlichsten Dank!“

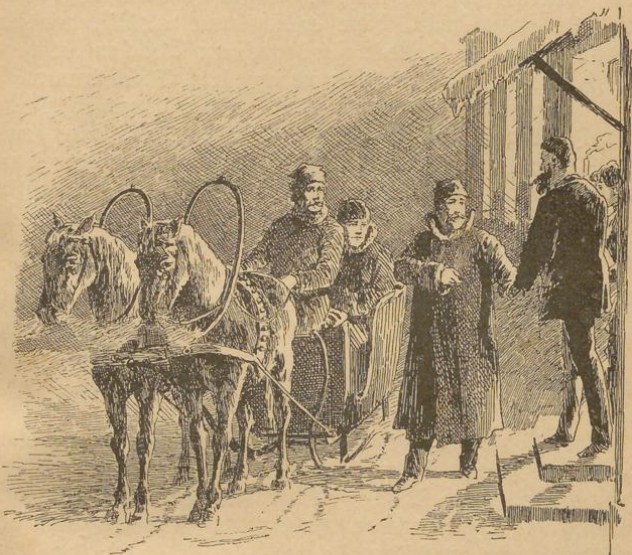
Man begleitete die beiden Herren hinaus. Wieszo folgte mit Licht und öffnete die Hausthüre. Der Kutscher, der draußen unter dem Bordache gesessen hatte, eilte, den Pferden die zottigen Decken abzunehmen. Die Herren stiegen ein, und fort gieng mit Schellengeklingel, das leiser und leiser wurde. Das Hausthor wurde geschlossen.

Man ging wieder in die Wohnung hinauf, aber man machte kein Spiel mehr. Es war doch schon spät geworden, und dann hatte man die Aufmerksamkeit nicht mehr dafür, auch war Frau von Romankiewitsch sichtlich ermüdet. Der

Berwalter empfahl sich, nachdem er mit seinem Herrn noch ein Weilchen über das Vorhergegangene gesprochen hatte.

— „Und nun wollen wir auch zur Ruhe gehen, nicht wahr?“ meinte Romankiewitsch, als jener fort war.

— „Ja, geh du voraus!“ sagte Udi, die in seinem Arme mit einem tiefen Seufzer gleichsam Raft hielt,



wie er sie umfing. „Ich bleibe noch ein Weilchen auf und ordne noch Verschiedenes für morgen. Du weißt, wir Frauen haben sonst keine Ruhe. Will noch überall nachsehen. Du rauchst vielleicht noch eine Cigarre im Bett.“ —

— „Gut, mein Herzenskind. Aber komm bald nach, hörst Du?“ damit küßte er sie.

— „Ja,“ sagte sie.

Aber ehe er sie aus seinen Armen ließ, bemerkte er

noch: „Wenn man so bedenkt, was für Schlechtigkeit es auf Erden gibt, und was für Unglück, wie viel böse Menschen und wie viel arme Menschen . . . dann fühlt man sich doppelt dankbar dem Herrn, wenn man so glücklich ist, wie wir es sind, Abi!“ —

— „Ja,“ sagte sie lächelnd. „So glücklich!“ —

Und sie sah ihm nach, bis er verschwunden war. Das Lächeln auf ihrem Gesichte erlosch dann plötzlich, wie ein letzter Sonnenstrahl. Sie stand noch ein Weilchen da, horchend, ob er nicht zurückkomme aus dem Schlafzimmer.

Dann aber sank sie in den Fauteuil, der ihr zunächst stand, und fuhr mit den Händen in ihr Haar, und barg dann ihr Gesicht auf der niedern Lehne in ihren verschlungenen Armen, und stöhnte herzerreißend: „Mein Gott, mein Gott, wenn es noch einen Augenblick gedauert hätte, so wäre ich gestorben! . . . Verloren, verloren! Alles dahin, mein ganzes Glück!“ —

Der Christbaum ohne Licht schaute wie ein Gespenst aus dem Nebenzimmer herein.

5.

Und wie das arme, schöne, zarte Weib so verzweifelt in dem Fauteuil lag und leise in sich hinein jammerte, da tönten ihr in der Stille der Nacht die Worte in den Ohren immer und immer wieder, die ihr der Fremde zuletzt im Küchenzimmer zugeflüstert hatte:

„Um Mitternacht. Am Fuße der Treppe.“

Ach, wie entsetzlich war dieses Warten auf den Moment, den ihr der schreckliche Mann bestimmt hatte! Wie entsetzlich jede Sekunde dieser Zeit — und dennoch hätte die unglückliche Frau gewünscht, daß diese Zeit nicht vorwärts geschritten wäre.

Ein Gewirr von Gedanken erfüllte ihre Seele, ein Gewirr, aus dem sie keinen Ausweg, keine Rettung sah.

War sie ja doch selber die Gesuchte, das Weib, an dem man den Mörder ihres Vaters Gregor Kallich erkennen wollte, seine „Helfershelferin“ oder wenigstens „Mitschuldige,“ wie es in allen Berichten geheißten hatte! Das Weib, die Helfershelferin des Mörders? Nein, das war sie nicht. Aber die arme, unglückliche Mary Kallich war sie, die Tochter des ermordeten geizigen Sonderlings in Warschau!

Ach, der Himmel wußte, daß sie unschuldig war, aber jeder Richter würde sie daraufhin als schuldig angesehen haben, daß sie damals mit dem Thäter entflohen sein mußte — denn alle Umstände hatten dafür gesprochen. Wenn ihr Gatte, ihr geliebter, angebeteter Gatte erfuhr, wer sie sei! Schon das war genug, ihm sein ganzes Leben zu zerstören, das Leben des Mannes, der so voll edlen Stolzes, so voll Ehre und Pflichtgefühl war! — Ach, freilich war sie schuldig gegen ihn — aber ihre Schuld bestand nur darin, daß sie nicht den Muth, nicht die Kraft gehabt hatte, ihm ihren wirklichen Namen zu sagen, als er sie an sein Herz nahm! — Konnte sie das? Sie liebte ihn ja, liebte ihn mit der ersten, jungen Liebe ihres armen, kindlichen Herzens — sie sah in ihm einen besseren Mann als alle andern Männer waren, — sie sah in ihm die Rettung aus einem Leben voller Angst und Vereinsamung, sie sah das Glück in ihm! Wo hätte da das arme Wesen den Muth der Selbstverleugnung, ja der Selbstvernichtung finden können, eine heroische Aufgabe, der kaum ein Mann gewachsen gewesen wäre?

Sie dachte und dachte Alles aus. Wie ein düsteres Panorama, wie ein wüster Traum zog Alles, was geschehen war, durch ihre Seele: wie der wunderliche Mann, ihr geldzusammenfassender Vater, der in der engen Vorstadtgasse in seinem hinfälligen Giebelhause wohnte, rechnete und wucherte, Zinsen zu Zinsen schlug, und wie unheimliche, nach thranigen Fischen oder Kohlen riechende Leute bei ihm ein- und ausgingen. Wie sie als kleines Mädchen schon in ein Institut gekommen war, wo Gouvernanten und Bonnen er-

zogen wurden, und wo die Vorsteherin, eine Schwester ihrer Mutter Smolenska, dem Kinde einen Freiplatz verschafft hatte. Als dann diese Vorsteherin gestorben und Adi's Erziehung kaum vollendet war, ließ ihr Vater sie heimkommen; aber nicht, damit sie ihre Kenntnisse verwerthe, sondern damit sie ihm mit der Zeit die alte reisende Wirthschafterin erspare. Was für ein düstere Leben hatte nun begonnen für das junge Mädchen, das bis jetzt an die luftigen Räume, an den hellen, sonnigen Park, an die heitere Gesellschaft so vieler fröhlicher, gleichaltriger Gefährtinnen gewöhnt gewesen war! Und jetzt das Leben in dem alten, übelriechenden, lichtlosen Hause der abgelegenen, schmutzigen Vorstadtgasse, ohne eine andere Gesellschaft als die ihres rauhen, mürrischen Vaters und der reisenden Wirthschafterin, die das junge Ding haßte, weil ihr dasselbe ihre Rechte zu nehmen, sie aus dem Hause zu verdrängen drohte! Sie hatte keine Anregung, sie durfte kaum das Haus verlassen, sich keine Freundinnen suchen, sie hatte keine kleinen Puzsachen wie andere Mädchen ihres Alters; sie verkümmerte förmlich. Nur ein einziges Wesen, jung wie sie, war noch da — der Schreiber ihres Vaters, Johann Wallenta, ein großer, stattlicher, junger Mann, der sich dem Alten unentbehrlich machte und sich in dessen Gunst einschlich durch vorgebliehen Eifer und durch Eingehen auf dessen Pläne. Der alte Sonderling, der sonst Niemanden lobte, konnte nicht genug Worte über ihn finden seiner Tochter gegenüber. Daß der junge Mann hübsch war, sah sie selber; daß er aber schon Alles versucht hatte und in jeder Sphäre gescheitert war durch eigenen Leichtsinn und durch Gewissenlosigkeit, mit einem Worte, daß er ein Abenteurer war, ahnten weder Vater noch Tochter. Was Wunder nun, daß das vereinsamte junge Mädchen sich ihm anschloß, daß sie über seine lustigen Geschichten lachte, daß ihr die Galanterien gefielen, mit denen er sie geschickterweise überhäufte. Welches junge, unerfahrene Mädchenherz hätte nicht Gefallen gefunden daran? Was Liebe sei,

davon hatte sie keine Ahnung, daran dachte das halbe Kind noch gar nicht. Desto mehr aber dachte der Schreiber Wallenta daran, dieser schlaue, junge Comödiant, Speculant, Tanzmeister, Kellner, Agent und Schwindler. Er hatte diese Schreiberstelle nur als einen Uebergang betrachtet, als eine kleine Ruhepause zwischen zwei Schwindelaffairen. Aber als das einfache, unschuldige Mädchen ins Haus kam, die Tochter des reichen Sonderlings, da hatte er rasch einen andern Plan gefaßt: wie, wenn er dieses junge Wesen bethörte, wenn er sie zu gewinnen wußte und mit ihr den Reichthum ihres Vaters? — Und überdies war sie berückend hübsch und sein wüßtes Gemüth empfand ein stürmisches, unbefiegbares Verlangen nach ihrem Besiz. Sie war ein Preis, nach dem er heiß begehrte.

Eines Tages sagte er ihr, daß er sie liebe, daß er ohne sie nicht leben könne, daß er sich tödten werde, wenn sie nicht gestatte, daß er um sie werbe. Was verstand sie von Liebe! — Aber diese Sprache schmeichelte ihr. Was würden ihre Pensionsfreundinnen sagen, wenn sie wüßten, daß sie schon einen Bräutigam habe! — Sie lachte also dazu, und er nahm dieses Lachen für eine *carte blanche*. Er sagte ihr, daß er am nächsten Tage schon mit ihrem Vater darüber sprechen wolle, und sie lachte wieder und sagte: „Mein Vater wird Sie schön anlassen!“ — Er hielt sich aber seiner Sache für sicher und meinte, er könne den alten Mann um den Finger wickeln! — Und am nächsten Tage trat er wirklich vor den Alten hin und bat ihn um die Hand seiner Tochter, und setzte mit frecher Lüge oder in eitler Selbsttäuschung hinzu, das Mädchen liebe ihn ebenfalls und sei ganz mit ihm einverstanden. Wie veränderte sich aber da das ganze Wesen seines bisherigen Gönners! Der alte selbstfüchtige, geizige, stolze Mann gerieth in eine unbeschreibliche Wuth. Er überhäufte den frechen „Bettler“, wie er ihn nannte, mit den wüthendsten Schimpfworten: wie konnte er es wagen, die Augen zu seiner Tochter zu

erheben? Zu seiner Tochter! Er, der hergelaufene Strolch, der nichts besaß und nichts hatte, sein Knecht, der bei ihm in Lohne stand! Er solle sich augenblicklich aus dem Hause trollen und sich nie wieder vor ihm sehen lassen! Und sie, seine pflichtvergeßene Tochter, die Dirne, die sich an einen solchen Schwinder hänge, sie solle...

Und nun folgte abermals eine Fluth von Schimpfworten über Beide. Da erfaßte den brutalen, jungen, jähzornigen Menschen eine entsetzliche Wuth, und er wußte nicht mehr, was er that: er ergriff einen Stock, der neben ihm lehnte, führte einen rächtigen Hieb, und — da lag der Alte in seinem Blute — todt. Instinctartig raffte der Mörder noch Gold und Geldsachen aus der leichterbrochenen Casse zusammen, worauf er entfloh. Und Mary Kallich? . . Sie war, durch den Lärm angezogen, an die Thüre der Schreibstube geeilt, hatte den entsetzlichen Streit und die Drohungen ihres Vaters gegen sie angehört; sie kannte seine Unerbittlichkeit, seine Rücksichtslosigkeit selbst gegen sie; sie entsetzte sich vor dem Scandal, dem Lärm, der Schmach, die über sie hereinzubrechen drohten und ihr die ganze Besinnung raubten; sie fürchtete sogar körperliche Züchtigung, und zitternd, halb sinnlos eilte sie in ihr Zimmer zurück, raffte Alles, was sie Werthvolles hatte, zusammen und floh ebenfalls aus dem unheilvollen Hause — nicht nur vor ihrem wüthenden Vater, sondern auch vor dem schrecklichen Freier, den sie jetzt erst in seiner ganzen gefährlichen Umfassung kennen gelernt hatte.

Sie reißte in's Blaue, immer weiter, bis nach Minsk, wo sie eine Stelle als Kindergouvernante erhielt, unter dem Mädchennamen ihrer Mutter, Udele Smolenska. Dort erfuhr sie aus Gesprächen und aus Zeitungen den Mord im Hause ihres Vaters und zugleich, daß man, besonders irreführend durch die boshafte Interpretation und Aussage der alten Haushälterin, sie für die Mitschuldige des Mörders hielt, da sie (wie man glaubte) nach vollbrachter That mit ihm entflohen war! . .



Alle Wege in ihr voriges Leben und in ihre Rechte schienen nun dem hilflosen Mädchen abgeschnitten zu sein. Sie sah keinen andern Ausweg, als ihr Schicksal zu erwarten. In dieser Situation fand sie eine Gönnerin an der guten alten Stiftsdame Baronin Barfowska, die an dem lieblichen, holden, gebildeten Wesen so viel Gefallen fand, daß sie dieselbe ohne Bedenken zu sich nahm als Gesellschafterin, Vorleserin, als Liebling.

Im Hause derselben lernte Adi Smolenska (wie Mary

Kallich sich jetzt nannte) Herrn von Romankiewitsch, den jungen Gerichtsbeamten, kennen und — lieben. Ja, erst jetzt ging ihr das große Geheimniß und die unendliche Seligkeit der Liebe auf in ihrem bisher so verschüchterten, verzagten Herzen. Sie sah in dem ritterlichen jungen Manne ihr Ideal. Und als er um sie warb, da hatte sie nicht die Kraft, nein zu sagen, ihn von sich zu weisen — ihn, der sie liebte und den sie wieder liebte, der sie retten konnte in ein neues, gesichertes Leben voller Glück. Wer vermochte das arme, unglückliche Mädchen deshalb zu tadeln? — Sie hatte ihrer alten Gönnerin bei ihrem Eintritte ins Haus eine erdichtete Lebensgeschichte erzählt und ein Ereigniß hinein verwoben, wobei ihr Taufschein und ihre Legitimationspapiere verbrannt seien. In Rußland ist dergleichen von gefälligen Beamten und Behörden, die man zum Thee einladet und sonst „höflich ersucht“, sehr leicht wieder zu erhalten, denn selbst die kleinsten Beamten besitzen dort absolute Machtvollkommenheit und plagen sich nicht mit Skrupeln. So ward sie des Geliebten glückliches Weib.

Aber heute, o Himmel! heute war all dieses Glück zusammengebrochen wie unter einem Sturmstoße. Der Glende, der an Allem Schuld trug, war ihr plötzlich wieder entgegengetreten. Auch er war also den Nachforschungen entgangen und erschien jetzt in ihrem eigenen Hause! Aber wer konnte das Frauenzimmer sein, das er bei sich hatte? — Nun, seine wirkliche Frau — die Frau, die man für sie selber hielt!

Was sollte sie thun?

Ach, was fragte sie noch? Blieb ihr denn etwas Anderes übrig, als wieder hinauszufließen in die feindliche Welt, um von ihm, von dem Gatten, den sie mehr liebte als ihr Leben, Schmach und Schande zu nehmen? — Was blieb ihr Anderes übrig, als zu verschwinden im Nebel des Lebens — für immer? Wie's draußen stürmte! Wie kalt es draußen sein mußte! Der Gedanke an Schnee und Frost

machte das arme, verwöhnte Ding schon schauern bis ins Herz. Aber das war um so besser: sie würde in dem Unwetter, in dem Froste, im Schneewehen sicher nicht weit kommen, sondern unterwegs sterben — sterben in irgend einem abgelegenen Graben. Wie weit man wohl in solch' abscheulicher Winternacht wandern muß, um todt niederzusenken? fragte sie sich. Um zu erfrieren? — Gewiß nicht weit.

Aber es mußte doch schrecklich sein! Weniger schrecklich jedoch als hierzubleiben und vor dem Gatten dazustehen als — Oh, der Arme! Ihr geliebter, edelherziger Mann, wie elend würde er sein! — Es war ihr, als müsse ihr dieser Gedanke das Herz brechen! — Aber nicht elender würde er sein durch ihr Verschwinden, als wenn sie bliebe und Schmach und Schande über ihn bringe. War sie fort und todt, dann würde man sie nur für närrisch halten, für verrückt. . .

Gab es keine Rettung? Wie, wenn sie das Schweigen des schrecklichen Menschen erkaufte und ihn vermochte, weiterzuziehen? Vielleicht wollte er gar nichts anderes. Aber nein! Mit ihm unterhandeln, mit ihm einen Pakt schließen, hieß ja in Wahrheit seine Mitschuldige werden! . . Das durfte, das konnte sie nicht, so tief durfte die Gattin Basil Romankiewitsch's nicht herabsinken.

Wie unlogisch war dies ganze Gedankengewirre — aber wer mochte jetzt Logik verlangen von dem armen, verzweifelten, siebengeschüttelten jungen Geschöpfe? — Dann wieder sagte sie sich, ob denn wirklich Alles, Alles zu Ende sein müsse? Sie war ja unschuldig. — Aber konnte man ihr glauben? — Und dieser unheimliche Mensch, dieser Polizeibeamte, hatte ja heute Abend klar und bestimmt gesagt: „Ich suche Mary Kallich, das Weib des Mörders des alten Kallich; und habe ich sie, dann habe ich auch den Thäter!“. .

Sie eilte außer sich auf einen kleinen Schrank zu, in welchem, wie sie wußte, ihr Gatte seine Waffen aufbewahrte. Es war ein Schrank ohne Schlüssel, mit einem Berirver-

schlusse, den Niemand als er zu öffnen wußte — wie er meinte. Aber sie hatte in kindischer Neugierde das Geheimniß erlauscht. Wie gut, daß sie es gethan. Sie wußte genau die Stelle, an die man drücken mußte . . . da! der Schrank war offen. Hier war der kleine geladene Revolver. Wenn sie weit, recht weit vom Hause gekommen war, in irgend ein Wäldchen, und die Kälte nicht mehr zu ertragen vermochte und das Herz ihr verzweifelte, da konnte sie mit einem einfachen Drucke sich von all dem Jammer befreien. Wie tröstlich das war!

Sie steckte den Revolver in ihre Tasche, ging dann in ein anderes Zimmer und nahm dort einen langen Mantel mit Kapuze um.

Dann blieb sie wieder stehen und weinte, weinte bitterlich. Oh, sie mußte fort — fort! Aber nicht ohne den schrecklichen Mann zu sprechen, der sie im Hausflur unten erwarten wollte.

Sie preßte ihre Hand an die Stirn. Wie schrecklich war das Alles, wie räthselhaft! Wie nah war heute schon die Entdeckung gewesen — aber dieser Kutscher, der alte Martens, hatte den Fremden gerettet, indem er dem Polizeicommissär in Betreff desselben eine Lüge sagte. Weshalb hatte er das gethan? Wie hing dieser Kutscher mit Johann Wallenta — oder Josef Lyl, wie er sich jetzt nannte — zusammen?

Aber was lag daran. Sie trocknete ihre Thränen und stand dann wieder wie erstarrt da. Wenn sie doch nur jetzt auf der Stelle hätte sterben können! — Da schlug die Uhr im Nebenzimmer Mitternacht. Es war die höchste Zeit. Hinunter — hinunter zu ihm, und dann fort aus diesem Hause, fort von ihrem Glück, für immer!

6.

Alles im Hause schlief oder schien zu schlafen. Denn wie viele wache Seelen, wie viele schlaflose Augenlider birgt

oft die tiefe Stille eines anscheinend in nächtliche Ruhe versenkten Hauses!

Frau von Romankiewitsch stieg leise die Treppe hinunter, sich dicht in ihren langen Tuchmantel mit der Kapuze hüllend. Auf der untersten Stufe lauschte sie. Ja, jetzt bewegte sich da unten Etwas — aber man mußte seine Augen an die Finsterniß gewöhnt haben, um Etwas wahrnehmen zu können, — denn das einzige Schneelicht kam durch das obere Glasfenster der Hausthüre in's Vorhaus herein.

— „Sind Sie es, Mary?“ fragte eine heisere, verzaltene Männerstimme.

— „Um Gotteswillen, stille!“ flüsterte sie zurück.

— „Habe lange warten müssen,“ brummte der Mann.

Sie war jetzt unten angelangt und streckte die Hand aus nach der Stelle, von welcher die Stimme zuletzt gekommen war. Eine andere Hand kam ihr entgegen.

Ohne weiter ein Wort zu sagen, leitete sie den Mann nach der Thüre, welche in den Hof führte, und öffnete den ihr wohlbekanntem Kiegel derselben, welcher spät Abends stets vorgehoben wurde. Jetzt drang Schneelicht herein. Sie schritt auf das Steinkarré hinaus, das vor der Thüre lag und welches im Sommer von Pfeifenstrauchblättern überlaubt war; jetzt war nur das Leistengerüste da, an welchem sich dürre Zweiglein durchrankten.

Sie zog langsam wieder die Hofthüre zu, aber ohne dieselbe zu schließen, denn das hätte Geräusch gemacht. Sie standen jetzt miteinander unter dem Bordache. Alles um sie herum war still. Nirgends war ein Licht zu sehen. Selbst in den Ställen regte und rührte sich nichts. Er hatte noch nichts gesprochen. Es war, als wolle er ihr das erste Wort lassen, um sich danach zu richten. Sie mußte also sprechen. Und sie entschloß sich endlich dazu. „Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ fragte sie.

— „Oh, die Frage ist kaum freundlich nach so langer Trennung!“ sagte er, und es lag in der Stimme Etwas,

das wie ein Herzenston klingen sollte, ihrem Ohre aber un-
säglich widerwärtig klang.

„Lassen Sie doch jede Komödie,“ sagte sie mit uner-
warteter Energie, kurz und scharf. Sie war zu Allem
entschlossen, das hörte man diesem verhaltenen, aber harten
Tone an. „Was hätten wir mit einander gemein, ent-
setzlicher Mensch?“

— „Entsetzlicher Mensch? Warum sind Sie dann zu
diesem entsetzlichen Menschen herabgekommen?“ fragte er
mit ganz veränderter Stimme.

— „Um jedes Aufsehen zu vermeiden. Denn Sie
wären zu Allem fähig.“

— „Da könnten Sie recht haben!“

— „Und ich sage Ihnen, danken Sie es mir, daß ich
Sie ungestraft lasse, daß ich es heute nicht hinausschreie in
alle Welt, wer Sie sind.“

— „Dieser Edelmuth Ihrerseits ist wohl nicht so groß,
sintemal Sie dann ebensowohl hinausschreien müßten, wer
— Sie sind!“

— „Wer ich bin? Ein armes, unglückliches, verläum-
detes Geschöpf!“

— „Ja, wir Beide sind von denen, die sich mit
„unserer“ Flucht beschäftigten, sehr verläumdet worden,“
sagte er spöttisch.

— „Wie können Sie von unserer Flucht sprechen?
Was haben wir Beide je miteinander gemein gehabt?“

— „Vergessen Sie, daß ich Sie geliebt habe?“

— „Entweihen Sie dieses Wort nicht! Sie wollten
das unerfahrene Ding ködern, ihres Geldes wegen. Und
was Sie gethan haben — das Entsetzliche! — thaten Sie
aus Habgier!“

— „Wie wissen Sie denn, daß es nicht aus Ver-
zweiflung, aus Liebe geschah? Daß es nicht die Liebe für
Sie war, die mich damals aller Besinnung beraubte, die
Dual und Furcht, Sie mir entrißen zu sehen?“ fuhr

er dringender fort, und es lag wie ein Gluthauch in seiner Stimme.

— „Der Himmel bewahre mich vor der Schmach, jemals von einem Menschen wie Sie geliebt worden zu sein!“ entgegnete sie schauernd. „Kein Wort mehr davon! Was wollen Sie? — Aber was frage ich? Geld wollen Sie. Ich habe dessen nicht viel zur Verfügung. Was ich habe, habe ich mitgebracht — hier in diesem Täschchen. Nehmen Sie und verlassen Sie dieses Haus noch diese Nacht — augenblicklich!“

Er nahm die ihm dargereichte Briefftasche und ließ dieselbe rasch im Rockfack verschwinden. „Das wäre Etwas,“ sagte er. „Aber es ist nicht Alles. Ich habe Sie wieder-gesehen, Mary, und Alles, was ich je für Sie gefühlt, lebt wieder auf in meinem Herzen!“

— „Oh, Du Glender!“ entrang es sich ihrer Brust.

— „Sie sehen wohl, daß wir uns sehr nahe stehen müssen, da Sie mich sogar duzen!“ höhnte er. „Nun ja — unter solchen Verhältnissen — denn Sie sollen ja von mir entführt und meine Frau geworden sein, wie alle Journale, alle Steckbriefe bestätigten, oder wenigstens vermutheten!“

— „Oh, Sie wissen wohl, daß nichts von all dem, was man glaubte oder sagte, wahr ist. — Alles Entstellung oder Irthum!..“

— „Wirklich? Ist es Lüge und Entstellung oder Irthum? Weshalb lassen Sie mich dann nicht auf der Stelle festnehmen, weshalb rufen Sie nicht das Haus zusammen und liefern mich nicht aus als Bösewicht und Missethäter?“

— „Weil man — wie Sie so gut wissen, wie ich, — mir nicht glauben würde!“ sagte Abi Romankiewitsch weinend — nicht aus Schmerz, sondern im Gefühle der Hilflosigkeit und Verzweiflung eines gejagten Thieres, welches mit einer Todeswunde in's Moos sinkt und den Kopf zurückwendet nach der Meute, die ihm die scharfen Zähne in die

Flanken schlägt. „Weil Sie so gut wissen wie ich, daß Alles, Alles gegen mich spricht. Wer war bei der That? Niemand als der Thäter. Aber im Glauben Aller muß diejenige, die mit ihm entflohen ist, die Ursache, die Mitwifferin von Allem gewesen sein. Oh, daß ich damals in meinem Entsetzen, in meiner Verwirrung floh, fast in gleicher Stunde mit Ihnen, wenn auch auf entgegengesetztem Wege, das ist mein Verderben! Aber wußte ich denn, was ich that? Ich war ein erschrecktes, furchtames Ding, und...“

— „Nun, und jetzt sind Sie eine reiche, vornehme Dame, die einen schönen, stattlichen Gatten hat, dessen Ausspruch hier fast Gesetz ist. Warum gestehen Sie ihm nicht Alles? Warum liefern Sie mich nicht aus, und rufen: „Befreie mich von dem Menschen da und strafe ihn?“ Warum thun Sie das Alles nicht? — Ich will Ihnen sagen, warum. Weil Sie wissen, daß, selbst wenn Sie — aus all dem Verdachte unschuldig hervorgehen, — selbst wenn er Ihnen auf's Wort glaubt, — selbst wenn Sie sich mit unwiderleglichen Beweisen reinwaschen können — daß dann die Stellung Ihres Gatten unhaltbar geworden ist, daß schon durch den Scandal, der aufgerührt würde, sein stolzes, pflichttreues, makellofes Gemüth unrettbar getroffen ist! — Weil Sie wissen, daß solche Ehrenmänner in Würdenstellungen von einem Scandale ebenso unheilbar getroffen werden, wie von einer Verurtheilung. Ihre Ehre würde dennoch zerstört, Ihr Glück dennoch vernichtet sein. Deshalb sind Sie zum Schweigen verurtheilt, deshalb sind Sie in meiner Macht, deshalb sind Sie auf mein Verlangen hierhergekommen in der Stille der Nacht, um zu erfahren, was ich zu bestimmen geruhe! Und deshalb werden Sie thun, was ich will, und werden mir nicht nur Geld geben — alles Geld, was in Ihrem Besitze ist — sondern mir auch ein freundliches Gesicht machen, wenn ich Sie recht schön bitte, und mir sogar folgen, wenn ich drohe, denn — ich liebe Sie noch!“

Ein unterdrückter Schrei entrang sich ihrer Brust. Es war ein entsetzlicher Schrei — ein Stöhnen des tiefen Abscheus und des Ekels — ein Schrei wie vor dem giftigen Nachen jenes fabelhaften Drachen, dem die Prinzessin der Sage hilflos gefesselt preisgegeben wird; und so hilflos fühlte sich auch Ubi, wie sie in jähem Entsetzen vor dem Menschen an die kalte Wand des Hauses zurückwich, als wolle sie sich in dieselbe verkriechen, als erwarte sie das Wunder, dieselbe werde sich öffnen und sie bergen.

— „Sie sind wahnsinnig!“ murmelte sie.

— „Noch nicht ganz. Sie sind doch verloren für ihn. Heute oder morgen muß die Lüge an's Tageslicht kommen, und so unschuldig Sie auch in allem andern sein mögen — wer wird Ihnen glauben? Was wäre also so Undenkbares dabei, mir zu folgen?“

— „Und Dein Weib, Glender?“

— „Mein Weib?“ — machte er verächtlich. „Was liegt mir an dieser Person? Sie ist eine ganz hübsche Circusmamsell gewesen — Rosita Lagonté hieß sie — eigentlich Lahutka, und als ich im Circus Beranek Secretär war — denn was war ich nicht in allen diesen Jahren! — entspann sich eine Amourschaft zwischen uns, und ich heiratete sie à la mode de Bretagne. Ihr Vater, Lahutka-Martens, that auch sein Möglichstes dazu, um das rabiate Mädel loszuwerden; er war damals invalid gewordener Bereiter beim Beranek. Diese dumme Ehe ist aber nie etwas Anderes gewesen als Streit und Zank. Sie ist eine eifersüchtige Närrin! Und leichtsinnig, schlumpig, verschwenderisch obendrein, sie bringt mich immer tiefer herab, statt hinauf. Ihr Vater ist, nachdem wir eine zeitlang mit einander Hasergeschäfte betrieben, anständig geworden — Herrschaftskutscher — die dummen Sportadeligen machen sich immer eine Art Ehre draus, ausraugirte Circusleute in ihrem Stall zu haben... Und da es dem Alten jetzt hier bei Ihnen ganz gut geht, schrieb er uns vor vierzehn Tagen,

wir möchten nur kommen, er werde es schon so einrichten, daß ich irgendwo daherum eine Stelle kriege, vielleicht gar im Dienste seiner Herrschaft! Ha, ha! Wo hätte ich mir aber träumen lassen, daß die „gnädige Frau“ dieser Herrschaft Mary Kallich sei — die ich einst hatte heiraten wollen! — Mit einem Blicke habe ich, sobald ich Sie erkannte, die ganze Lage hier übersehen und erwogen. Sie haben Ihrem Gatten nichts von Ihrem Geheimniß anvertraut. Früher oder später bricht die Bühne, auf der Sie die Komödie Ihres Lebens abspielen, doch unter Ihnen zusammen. Und Sie können dann froh sein, nicht allein zu stehen in der Welt, sondern eine Stütze zu haben an einem treuen Herzen, das...“

— „Schweigen Sie! Kein Wort mehr!“ sagte sie bebend vor Entsetzen. „Und verlassen Sie augenblicklich dieses Haus — mich ekelt vor Ihnen!..“

— „Nimm Dich in Acht! mir ist, als könnte ich Dich hassen — tödtlich hassen!“ rief er mit plötzlich verändertem Tone. „Sprechen Sie höflicher mit mir. Vergessen Sie nicht, daß Sie in meiner Gewalt sind, daß Sie mit mir verloren sind, wenn ich verloren bin. Denn wer wird Ihrem Lügner glauben, wenn ich behaupte, Sie hätten mit mir gehalten?!“

— „Aber das wäre ja eine himmelschreiende Lüge!“ —

— „Oh, sollten Sie mich wirklich für so gewissenhaft halten, daß ich mich vor einer Lüge scheuen könnte?“ — fragte er cynisch. „Ein Wort von mir, und all dieses wichtige Glück hier ist gewesen. Ich halte die Ehre, die ganze Existenz Ihres Gatten in meiner Hand!“ —

Sie fuhr wie in hilfloser Verzweiflung auf, und in ihrer Hand glänzte jetzt beim unheimlichen Schneelicht der Revolver. „Oh!“ sagte sie plötzlich mit schrecklicher Entschlossenheit, „mein Gatte ist sicher in seiner Ehre, sobald ich todt bin. Und ich sterbe noch in dieser Minute.“ —

Sie fuhr mit dem Revolver nach ihrem Haupte. Er stieß einen Ruf der Bestürzung aus und faßte ihren Arm.

— Ein Schuß — und der Bösewicht fiel mit einem erstickten Stöhnen zu Boden.

Indem er mit ihr rang, hatte er selber unbewußt die Mündung der Waffe gegen sich gefehrt, und der Schuß hatte ihn mitten in die Brust getroffen.



Da lag er entseelt zu ihren Füßen im Schnee.

Sie stand einen Augenblick wie versteinert da. Die Waffe entfiel ihrer Hand. Zugleich war es laut geworden um sie. Sie hatte die Hofthüre des Hauses hinter sich offen gelassen. Sie sah, wie ein Mann aus derselben hervorstürzte und nach der Waffe am Boden griff. Sie erkannte ihren Gatten. Und hinter ihm sah sie das eifersüchtige Weib

des Bagabunden austauschen, das wohl ihren Mann belauert und belauscht und den Herrn des Hauses herbeigeholt hatte, damit er sie und sich selber räche.

Dann sah und hörte sie für eine Weile nichts mehr. Als sie wieder zu sich kam, sah sie Lichter um sich und Leute und darunter ihren Gatten, bleich wie ein Todter, und sie hörte deutlich, wie er sagte: „Ich habe diesen Menschen hier getödtet. Man spanne augenblicklich den Schlitten ein. Ich will selber in die Stadt fahren und mich dem Gerichte stellen.“

7.

Es war an einem der nächsten Tage. Herr Tagielski befand sich in seiner Amtskanzlei. Herr von Romankiewitsch war bei ihm. Er hatte dem Polizeicommissär, der in seiner amtlichen Eigenschaft vor ihm stand, wiederholt, was er selber über den Vorfall in seinem Hause bereits zu Protokoll gegeben hatte. „Ich habe den Mann — Josef Tyl — erschossen, denn er hat mich bestehlen wollen. Ich kann und werde keinen andern Grund angeben.“ —

— „Aber, lieber Romankiewitsch,“ sagte Tagielski ganz verzagt, und aus all seiner liebenswürdigen gesellschaftlichen Behaglichkeit verdrängt, „sehen Sie denn nicht ein, daß Sie, wenn Sie bei dieser vagen Aussage bleiben, Ihre Sache verschlimmern? Nicht sowohl dem Gesetze oder dem Gerichte, als der in diesem Falle allein maßgebenden öffentlichen Meinung gegenüber? Das Gesetz erlaubt Jedem die Nothwehr — die Vertheidigung seines Eigenthums. Dieser Josef Tyl, wie er sich nannte, war ein Dieb. Man fand bei ihm in der That eine Ihnen gehörige Brieftasche mit Geld. Er hat also dieselbe gestohlen. Sie wollen aber durchaus nicht angeben, wie Sie den Verlust entdeckten, wie Sie ihm nacheilten, was zwischen Ihnen Beiden vorfiel. Diese Weigerung macht die ganze Aussage nichtig. Indem Sie um keinen Preis Details angeben wollen, gestehen

Sie gleichsam: „Ich thue das nicht, weil ich nicht Lügen will.“ Weshalb können Sie aber nur zwischen der Lüge oder etwas Unsagbarem wählen? Nicht die That macht Sie strafbar, denn dieselbe ist vom Gesetzstandpunkte aus gerechtfertigt, aber Ihre Weigerung, dieselbe zu präcisiren und anzugeben, wie Ihre Gattin dazufam, die man ohnmächtig auf der Stelle fand. Eine ganz einfache Affaire, die mit ein paar Worten abgethan wäre, machen Sie durch Ihre unmotivirte, unvollständige Aussage zu einer verdächtigen Affaire, an der — verzeihen Sie mir, Herr Collega — an der Sie am Ende zu Grunde gehen können!“ —

— „Das will ich auch!“ murmelte Basil Romankiewitsch dumpf und warf sein bleiches, finster entschlossenes Antlitz empor.

Man sah es Herrn Tagielski an, wie peinlich ihm diese Situation war, wie leid ihm der geachtete, beliebte Beamte that, wie schmerzlich und aufrichtig er diese verhängnißvolle Wendung seines Lebens empfand. Er ergriff denselben an beiden Händen, die er herzlich drückte, und zog ihn neben sich auf den Divan des Bureauzimmers nieder. Dann sagte er mit herzlicher Dringlichkeit:

— „Romankiewitsch, ich bin nicht nur Ihr Collega, sondern auch Ihr Freund. Ich bin es gewesen, seit wir uns kennen. Ich will ja nur Ihr Bestes. — Und brauche ich Sie denn wirklich daran zu erinnern, daß es sich da vor Allem um den Ruf Ihrer Frau Gemahlin, um die Ehre Ihres Hauses handelt? In wiefern kann sie in diese an sich so einfache Sache verwickelt sein? — Sie haben den Dieb ertappt, ihn verfolgt, Ihre Frau Gemahlin ist Ihnen voller Angst gefolgt, kam zu der Katastrophe und wurde ohnmächtig. Das ist ganz einfach. Sobald Sie das ausjagen, ist Alles abgethan. Darf ich das so zu Protokoll geben? Ist es so?“ —

Basil Romankiewitsch schwieg.

Tagielski seufzte fast ärgerlich. „Es ist also nicht

so. Und Sie wollen nicht lügen — nicht um alles Glück der Welt — wenigstens dem Gerichte gegenüber, das Ihnen eine heilige Institution ist, nicht lügen. Das ist ehrenhaft, bewunderungswürdig, aber... es läßt diesen Todschatz aus berechtigter Nothwehr als ein Räthsel erscheinen — es macht denselben zu einem Vergehen. Das Stubenmädchen Ihrer Frau hat noch dazu ausgefagt, die gnädige Frau sei vor Ihnen mit dem Getödeten beisammengewesen und habe mit demselben eine Unterredung gehabt. Die Gattin des Todten aber ist mit ihrem Kinde noch in derselben Nacht verschwunden, anstatt Gemüthung und Vergeltung zu fordern. Und Sie wollen das Alles nicht aufhellen, nicht erklären! Wissen Sie, daß dies Ihre Ehre, Ihr Ansehen, Ihre Stellung in Gefahr bringt? — Ihre Frau ist damals aus der tiefen Ohnmacht nur erwacht, um sogleich in die wüsten Phantasieen eines lebensgefährlichen Fiebers zu verfallen. Sie liegt noch im Delirium. Sie ruft schauerliche, wirre, unzusammenhängende Dinge aus. Nichts, was ein Kranker in Fieberphantasien sagt, kann compromittiren oder gegen Jemanden gedeutet werden — in legaler Weise wenigstens nicht. Wohl aber interpretirt es die Welt. Aus all dem will man fast mit Gewißheit schließen, Sie hätten den Menschen aus — Eifersucht getödtet. Auch das wäre ja Nothwehr, erlaubte Nothwehr. Aber Sie schweigen. Sie bekennen nicht und leugnen nicht. Sagen Sie die Wahrheit. Ich, Ihr treuer, Sie hochverehrender Freund, beschwöre Sie darum — alle Ihre übrigen Freunde (und wer ist das nicht?) — thun daselbe. Ich weiß — wir Alle wissen, die einfache Klarlegung der Wahrheit kann nur zu Ihren Gunsten, zu Gunsten und zur Rehabilitation Ihrer Frau Gemahlin ausfallen; denn es erscheint undenkbar, daß diese liebenswürdige, reine, kindliche, in glücklichster Ehe lebende Dame auch nur einen Augenblick einer Verirrung nachgeben konnte — und in solchem Falle! — Es erscheint unmöglich, daß sie mit einem solchen Strolche jemals auch nur in der leisesten Beziehung gestanden

haben könne. Diese ganze Affaire ist ein Räthsel. Bei Ihnen allein steht die Lösung. Geben Sie dieselbe — um Ihrer Ehre willen, um Ihrer mit dem Tode ringenden armen Frau willen! Wie immer dieselbe lauten möge, sie kann nur zu Ihrer Rechtfertigung dienen, davon bin ich so fest überzeugt wie davon, daß wir Beide hier beisammen sind!“ —

Die Brust Basil Romankiewitsch's hob sich krampfhaft. Ein leises Stöhnen entrang sich derselben. Er preßte die Hand des Freundes. Er konnte nicht sogleich sprechen. Dann sagte er: „Ich danke Ihnen für dieses Wort, für Ihren Glauben, für Alles, mein wahrer, echter Freund! Sie wissen nicht, wie wohlthuend mir Ihre Treue — die Treue Aller in meiner Lage ist. Aber — quälen Sie mich nicht. Es ist Alles umsonst. Ich werde und kann nichts anderes aussagen. Und noch mehr: ich will verloren sein! — Alles ist aus für mich, Alles.“ —

Am Nachmittage desselben Tages, als Herr von Tagielski bekümmert und mißmuthig in seinem Bureau über Schriften saß, meldete man ihm, der Detectiv, Inspector Molnar sei von seiner mehrtägigen „amtlichen“ Reise zurückgekehrt und verlange den Herrn Commissär dringend zu sprechen.

Herr Tagielski sprang von seinem Sitze empor, als habe man ihm den Besuch der reizendsten und liebenswürdigsten Dame der Stadt gemeldet, und empfing den eifigen, lederharten Detectiv bereits an der Thüre. „Nun?!“ rief er, denselben fast zärtlich umfassend und ihn an den Divan ziehend. „Was haben Sie Neues gebracht? War Ihr Ausflug von Erfolg begleitet? Haben Sie eine Spur gefunden? Haben Sie Etwas erreicht? Aber nein — sprechen Sie noch nicht. Vorerst lassen Sie mich Ihnen melden, lieber Molnar, daß hier die Situation der Affaire Romankiewitsch noch immer ganz auf demselben Punkte steht. Ich hatte heute abermals eine ernste, dringende Unterredung mit Basil

Romankiewitsch, und er ist nicht dazu zu bringen, auch nur ein Wort weiter auszusagen, zu erklären, zu ergänzen."

— "Er braucht auch nichts zu sagen," entgegnete Inspector Molnar trocken, indem er mit seinen dunklen stechenden Neuglein zwinkerte und an seinen Fingern zu nagen anfing, als müsse er sich stärken.

— "Wie, er braucht nichts zu sagen?! Aber..."

— "Hören Sie mich gütigst an, Herr Commissär," sagte der Detectiv in seiner trockenen, kurzangebundenen Weise. "Ich will mich so knapp als möglich fassen, denn ich habe viel zu melden, und eben in dieser Affaire ist Knappheit im Interesse der Klarheit das einzige Mittel, um Verwirrung zu verhüten. Daß Herr von Romankiewitsch total schuldlos ist und in seinem Rechte und ehrenhaft gehandelt hat, darauf hätte ich schon von der ersten Secunde an wetten können. Geschossen konnte er wohl haben, aber dann war es jedenfalls nur in dringendster Nothwehr geschehen und so zu sagen in legalster Weise. Die Frage war nur: warum will er durchaus keine detaillirte Darstellung des Sachverhaltes geben? Warum läugnet er, daß es sich hier um etwas Anderes gehandelt hat, als um einen ganz gewöhnlichen Diebstahl? Darin liegt der Knoten. Nicht wahr?"

— "Gewiß."

— "Nun," fuhr der Detectiv in seiner hölzernen, trockenen Weise fort, "es handelte sich für mich vor Allem darum, zu entdecken, an welchem Ende ich so zu sagen diese Sache, die eigentlich weder Spitze noch Ecken hatte, anfassen sollte. Der Franzose sagt: „Suche das Frauenzimmer.“ Das that nun auch ich. Ich suchte die Ursache von allem Vorgefallenen in den Frauenzimmern und sagte mir: „Herr von Romankiewitsch schweigt auf jede Gefahr hin und zu seinem eigenen Verderben, weil durch eine genaue Darstellung des Sachverhaltes jedenfalls Frau von Romankiewitsch compromittirt werden würde.“ — Das war nun schon ein Anfang. Bei der ganzen Sache spielte aber noch



ein anderes Frauenzimmer eine — wenn auch scheinbar nur passive — Rolle. Und zwar die Frau des Erschossenen — die Rosa Dyl, wie sie angeblich hieß. Nun, das eine Frauenzimmer, d. h. Frau von Romankiewitsch, liegt auf den Tod darnieder, und auf sie kann man nicht zählen, und das andere, das Weib des Fremden, ist verschwunden. Der Fremde selber ist todt und kann nicht mehr befragt werden. Nun gut. So bleibt also nur das fremde Weib, an die man sich halten kann, die Aufklärung zu geben vermag. Wo ist aber die? Die Dienerschaft des Hauses hatte keine Ahnung, wohin sie gekommen sei. Sie war sammt

ihrem Kinde plötzlich fort —. Nun, wenn sie fort ist, muß man sie suchen, sagte ich mir. Und ich suchte sie.“

— „Und haben sie gefunden?“ fragte Herr Tagielski athemlos.

— „Und habe sie gefunden,“ sagte Herr Molnar trocken.

— „Sie sind ein Goldmensch! Ich könnte Sie umarmen!“

— „Oh, ich bitte!“ machte der Detectiv bescheiden.

— „Fahren Sie fort, ich sitze auf Nadeln! Wie, wo, wann haben Sie sie entdeckt?“ —

— „Die Leute im Hause, die ich genau inquirirte, sagten mir Dinge, die ich combinirte, mir zurechtlegte, und aus denen ich den Schluß zog, daß der Kutscher Martens der einzige sei, welcher mit den beiden Leuten jemals in irgend einem Verkehr gewesen sein könne; er mußte es demgemäß auch sein, der die Frau mit dem Kinde so spurlos verschwinden machen konnte aus der Gegend. Ihn mußte man also scharf beobachten. Nicht ich that das, denn das würde seinen Verdacht erregt und ihn vorsichtig gemacht haben. Aber der Verwalter, Herr Barzowski, übernahm die Aufgabe auf mein Ersuchen. Derselbe brachte auch richtig heraus, daß der alte Kutscher in diesen Tagen zwei Briefe abgehen ließ. Und zwar unter der Adresse Frau Sallaschek in Ledochow, einem Städtchen am Pruth droben. Und zwar waren es poste-restante-Briefe. Ich verlor also keine Zeit und machte mich auf nach Ledochow — ein Nest, ganz in der Einsicht. Dort angekommen, begab ich mich sogleich auf die Post und fragte auf's Geradewohl nach einem poste-restante-Brief an Frau Sallaschek. Richtig war einer da. Ich nahm denselben natürlich gleich mit und erbrach ihn in einer Schenke. Er war richtig vom alten Martens, obwohl sich derselbe mir als „dein Vater“ unterschrieb. Aber ich hatte mir durch Barzowski eine Rechnung über Heu- und Hafertieferungen verschafft, die von der Hand des Kutschers war. Der Brief war böhmisch geschrieben. Nun

verstehe ich so ziemlich alle Variationen der slavischen Sprachen — man lernt das in den Gefängnissen eher als Italienisch. In dem Briefe nun sagte der Alte seiner Tochter, sie solle sich um jeden Preis ruhig verhalten, sich in ihrem Verstecke nicht rühren und die kritische Zeit vorübergehen lassen, dann wolle er kommen und sie fortbringen.

Und am wenigsten solle sie irgend Etwas gestehen von der Geschichte Kallich in Warschau. . .“

— „Von der Geschichte Kallich — dem Morde!“ — rief Herr Tagielski außer sich.

Der Detectiv nickte, und fuhr dann trocken fort: „Was that ich nun? Ich hatte dem Postmeister den Zweck meines Hierseins eröffnet und mein Nationale mitgetheilt, und der that natürlich Alles, um mich in meiner Absicht zu unterstützen. Er räumte mir in einer Ecke der Postkanzlei einen Stuhl ein und dort lauerte ich auf die Frau. Am ersten Tage wartete ich vergebens. Endlich am nächsten Tage kam Jemand und fragte nach einem poste restante-Brief an Frau „Sallafschek.“ Es war ein kleiner Bube mit gelben Haaren und einem dummen Gesichte. Natürlich war kein Brief da, und der kleine Knirps ging leer weg. Ich ging ihm nach und folgte ihm bis an ein kleines Haus ganz am Ende des Ortes, in welchem augenscheinlich Gärtnerleute hausten, denn es stand in einem eingepflanzten Gemüsegarten. Ich hielt ihn an der Schwelle an und fragte ihn direct: „Junge, wohnt die Frau Tyl bei Euch?“ — Er schaute mich verwundert an und schüttelte den Kopf. Da sagte ich: „Ich meine nämlich die Frau Rosa, — die, welcher du einen Brief nach Hause bringen solltest. Den Brief bringe aber ich ihr mit.“ — Jetzt wurde der Bursche zutraulich und sagte, ja, die Frau Rosa wohne bei ihnen, und ich solle nur mit ihm hineinkommen. Damit führte er mich durch den Garten bis zu einem kleinen hölzernen Lusthause, in welchem aufscheinend nur Gerümpel aufbewahrt wurde. Aber hinter der Gerümpelkammer befand sich noch ein

Gelaf, in welchem Frau Rosa Dyl logirte — die Frau des todten Strolches. Sie faß auf einem Bette und flichte Kinderwäfsche. Ihr Kind selber spielte am Boden. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß die Frau ein gebrochenes Geschöpf sei — seelisch und phyfisch gebrochen, seitdem ich sie das leztmal gesehen hatte. Solche Frauen, die ihren Mann gar so närrisch lieben, welken ab, wenn sie ihn verlieren, wie eine Pflanze in dürrem Erdreich. Sie erschrak anfangs über mein Erscheinen, aber ich sagte ihr, sie solle keinen Lärm machen. Es nütze ihr nichts. Ich sei von der Polizei. Und ich müffe sie verhaften. Es handle sich um eine alte Geschichte. Um den Mord an Herrn Gregor Kallich in Warschau, den ihr verftorbener Mann verübt habe. Und ich sagte ihr, das Gericht wiffe Alles, brauche aber noch ihr Zeugniß. Zugleich versicherte ich sie, wenn sie Alles gestehe, was sie von ihrem verftorbenen Manne wiffe, könne ihr nichts geschehen. — „Denn ich weiß, daß Sie unschuldig find,“ fügte ich hinzu, „daß Sie nicht das Mindeste zu thun hatten mit jenem Morde.“ — Sie erschrak anfangs, als ich von dem Morde begann, aber dann beruhigte sie sich und sagte: „Was liegt mir an Allen?“ — „Ihnen nicht, aber Ihrem Vater,“ sagte ich. „Der ist theilweise verächtlich, schon zu jener Zeit des Mordes mit Ihrem verftorbenen Manne im Einverständnisse gewesen zu sein.“ „Das ist nicht wahr!“ fuhr sie auf. „Damals haben wir meinen Mann noch gar nicht gekannt!“ — „Sie wiffen also doch von der Mordthat.“ — „Vom Hörensagen nur!“ behauptete sie und fuhr dann fort: „Eigentlich ist's am besten, ich sage Alles. Sie werden sehen, daß mein Vater wenigstens darin unschuldig ist. Und was liegt an allem andern? Mein Johann, mein Alles ist todt, und ich bin Schuld dran gewesen. Meine verwünschte Eifersucht!“ — Und dann erzählte sie mir, wie sie ihren Mann, der damals schon nicht mehr Johann Ballenta hieß, sondern sich Josef Dyl nannte, kennen lernte. Er sei als Secretär zum Circus Beranek

gekommen, wo sie Kunststretzerin und ihr Vater Stallmeister gewesen sei. Sie habe sich „schrecklich“ verliebt in den stattlichen Mann, und er habe sich's gefallen lassen und habe sie geheiratet. Bald darauf habe aber Beranek seinen Secretär entlassen und sie mit ihm. Der Vater sei mit ihnen gezogen. Von dem Morde habe sie erst später erfahren. Sie sei nämlich dahinter gekommen, daß ihr Gatte Heimlichkeiten vor ihr habe, daß er sich dahin oder dorthin nicht getraue und dergleichen. In ihrer Eifersucht habe sie nun geglaubt, daß es sich dabei immer um Liebschaften handle, und habe stets Lärm gemacht darüber. Da sei er einmal außer sich gerathen und habe ihr entdeckt, daß es sich bei ihm nicht um Liebschaften handle, sondern um einen Mord, den er im Zorne an einem alten Wucherer verübt. „Siehst du jetzt,“ fügte er hinzu, „daß Du mich mit Deinem Geschrei und Deinen Scenen und der dummen Eifersucht in's Verderben stürzen kannst?“ — Darauf war ich sehr erschrocken und nahm mich mehr in Acht. Wir zogen bald hier, bald dort herum, ich konnte kein rechtes Engagement finden, das Kind war auch da und war immer kränklich. Er und mein Vater machten allerhand Geschäfte, von denen ich weiter nichts erfuhr. Die Geschichte von jenem Morde ward manchmal von uns besprochen, und mein Mann erzählte auch, wie gut es sei, daß man damals die Tochter des Ermordeten im Verdacht gehabt habe, seine Mitschuldige oder wenigstens Fluchtgenossin zu sein, obwohl sie ganz unschuldig war; das habe die Gerichte beim Suchen irreführt. Unschuldig war sie freilich gewiß, das sah ich daraus, daß mein Mann gar nicht wußte, wohin sie damals gekommen sei und wo sie sich jetzt befinde. — In dem Hause in Targonow sah ich aber an jenem Christabende, daß mein Mann die schöne Dame des Hauses von früher her kennen müsse, und wieder überkam mich der alte Teufel der Eifersucht. Und als ich erpähte, daß sie in der Nacht zusammenkamen, da eilte ich, ganz außer mir vor Zorn und Wuth, zum Herrn

des Hauses hinauf und sagte ihm, seine Frau habe eben mit meinem Manne eine Zusammenkunft im Hofe unten. Er eilte herab, und wir kamen gerade an, um zu sehen, wie die Beiden miteinander rangen, und wie der Schuß lösging. . . Das ist Alles, was ich weiß und was ich auch beschwören will." — „Nun hatte ich, was ich brauchte“ — fuhr Inspector Molnar fort, und seine stehenden Augenlein leuchteten dabei triumphirend. „Ich nahm sogleich das Ganze zu Protokoll, und Frau Rosa Wallenta, alias Rosa Ul, alias Mademoiselle Rosita unterzeichnete dasselbe. Dann folgte sie mir sammt ihrem Kinde hierher, denn ich dachte, wir könnten sie möglicherweise noch nöthig haben. Ich habe sie bei meiner Frau daheim einquartiert und ihr versprochen, daß ihr Kind in ein Institut gegeben wird und dort eine gute Erziehung genießen soll. War das zu viel versprochen?“

— „Gewiß nicht, Herr Molnar!“ beeilte sich Tagielski zu sagen. „Ich glaube dafür bürgen zu können, daß Basil Romankiewitsch für das Kind Sorge tragen wird.“

— „Desto besser. Ich hielt dieses Versprechen für das beste Mittel, die arme Frau gefügig zu machen, denn sie scheint für sonst nichts mehr Sinn zu haben, als etwa für ihr Kind. Es ist doch merkwürdig, daß eine solche Furie von Weib, die ihren Mann aus wüthender, sinnloser Eifersucht ins Verderben stürzte, dabei eine so gute Mutter sein kann. Und ich glaube sogar, sie hätte jene für Mary Kallich — oder vielmehr Frau von Romankiewitsch so entlastende Aussage nicht gethan, wenn nicht Frau von Romankiewitsch so gut und zärtlich gegen das kleine Kind gewesen wäre am heiligen Abende! — So, das ist Alles. Ich glaube, Herr Tagielski, es ist genug?“ —

„Freilich, Sie Goldmann!“ rief Tagielski aufspringend und dem Detectiv jetzt wirklich um den Hals fallend. „Freilich ist es genug, denn es ist die Ehrenrettung eines Hauses, das Glück einer Ehe!“

Und wie Herr Tagielski noch an demselben Tage seinen Freund Romankiewitsch die Aussage der Rosa Tyl lesen ließ, fragte er ihn voller Freude: „Nun, lieber Romankiewitsch, wollen Sie jetzt noch sterben?“

Der glückliche Mann faltete erschüttert die Hände und schaute mit einem unansprechlichen Blicke gen Himmel.

— „Nein!“ sagte er. „Nein, Gott sei gelobt! —



Meine arme Frau! Ihre Unschuld ist bewiesen, ihre Ehre gerettet! Wäre nur auch schon ihr Leben gerettet!“ —

Auch dieser Wunsch wurde erfüllt. Adi Romankiewitsch genas. Als sie stark genug war, Alles zu erfahren und daß fortan kein Schatten, keine Angst, keine Lüge mehr über ihrem Leben liegen würde, da weinte sie vor Freude und Dankbarkeit und flüsterte am Herzen ihres Gatten:

— „Es ist Alles ein Traum, nicht, Geliebter?“

— „Es war Alles ein Traum, mein Herzenskind.“

Und was uns jetzt umgibt und was so freudig unser Herz bewegt, ist Wirklichkeit: deine Schullosigkeit, unsere Liebe.“

— „Aber Du sagst, Theurer, daß Du Deine Entlassung genommen, daß Du dein Amt aufgegeben hast und daß wir miteinander in ein fremdes Land ziehen werden. Wie viel hast Du verloren durch mich!“

— „Verloren nichts, Kind. Ich habe Alles gewonnen, da Du lebst! Und wenn wir von hier fortgehen, so ziehen wir nicht in die Fremde, sondern in die Heimat. Denn das Glück ist ja die bangersehnte Heimat des Menschenherzens! — Und das Kind des armen Weibes, das der Tod erlöst hat, soll uns begleiten und soll heranwachsen mit den Kindern, die der Himmel uns schenken mag, und an jedem Weihnachtsabende wollen wir die Thüre unseres neuen Heims öffnen allen verlassenen Wanderern, allen Bedürftigen und Irrenden und wollen beten aus Herzensgrund: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede allen Menschen, die eines guten Willens sind!“



Das X.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

I.

Dr. Weiß war Doctor philosophiae und philosophischer Schriftsteller. Er hatte schon verschiedene Werke geschrieben, die allenthalben günstige Beurtheilung fanden. Er wurde dadurch immerhin bekannt, wenn auch nicht reich; doch brachte ihm die Mitarbeiterschaft bei einigen wissenschaftlichen Blättern so viel ein, daß er für sich allein anständig leben konnte bis zu dem Tage, an welchem er sein fünfzigjähriges Jubiläum als Mensch feierte. An diesem Tage aber fing plöblich sein philosophisches Junggesellenherz

zu galoppiren an, es galoppirte hinüber zu seinem hübschen vis-à-vis mit Namen Adalgunde, der Tochter seines um einige Jahre älteren Freundes, des Professors der Algebra an der Realschule. Die kluge Frau Professor sorgte für das Uebrige: Abends Einladung, Punsch — Erklärung — Verlobung. Einen Monat später wurde die Hochzeit gefeiert. Der Himmel hing ihnen, wie man zu sagen pflegt, voller Baszgeigen und die junge Frau Doctor hatte, was sie im Allgemeinen wünschte: einen Mann. Der Jubilar that ihr keinen Eintrag.

Da kam ihr Wiegenfest in Sicht, das erste, seit sie verheiratet war. Das erste Geschenk machte dem Herrn Gemahl Sorge, um so mehr, da auch Weihnachten in der Nähe. Die Schwiegermutter ward in's Vertrauen gezogen und diese wußte Rath.

„Wollen Sie Adalgunden eine besondere Freude machen,“ sagte sie, „so kaufen Sie ihr eine mit Pelz besetzte Seidenplüschjacke, Mütze und Muff. Das ist längst ihr Wunsch — es muß sie reizend kleiden!“

„Bestellen Sie das Gewünschte!“ bat der verliebte Doctor.

„Aber die Garnitur kostet mindestens —“ wollte die Schwiegermutter etwas kleinlaut einwerfen.

„Bestellen Sie, Frau Schwiegermutter,“ unterbrach der Doctor ihren Einwand, „ich werde diesen Posten durch einige Vorträge decken, die ich im Sachsenland halte. Mein Freund, Dr. Walser in C., hat mich dieser Tage eingeladen, für einen erkrankten Redner in C. und F. einzuspringen. Ich habe ein fertiges Thema, das ich vortragen kann. Ich erhalte per Abend hundert und fünfzig Mark, für die zwei Abende dreihundert Mark. Schwiegermama, bestellen Sie die Garnitur! In acht Tagen bin ich wieder hier, dann händige ich Ihnen das nöthige Geld ein. Abgemacht!“

„Abgemacht!“ echote die Schwiegermutter.

Sie beneidete beinahe ihre Tochter um das Glück, das

dieselbe gemacht. Ihr eigener Mann war nie so galant gewesen. Aber freilich, wenn man in wenigen Stunden so viel verdient, da kann man schon ein Uebrigcs thun. Als Abclgunde gelegentlich zu Besuch kam, beglückwünschte sie dieselbe denn auch in Gegenwart des Vaters und gab ihren Gedanken hiebei Ausdruck.

„Wie bist Du beneidenswerth,“ sagte sie zu ihrer Tochter. „Dreihundert Mark erhält Dein Mann für zwei Abende, dreihundert Mark! Ist das eine Summe! Dein Vater muß für die Hälfte einen ganzen Monat lang vortragen. Du bist wahrlich beneidenswerth! Hab ich nicht recht, Abdular?“

Abdular, der Professor der Algebra, aber suchte die Achseln.

„Unser Schwiegersohn mag ein guter Philosoph sein,“ meinte er, „aber er ist kein Mathematikus; er wird keine dreihundert Mark mit nach Hause bringen, sondern x.“

„x?“ fragte die Tochter. „Was ist denn das?“

„x ist eine unbekanntc Größe.“

„Aber, Papa!“ rief Abclgunde, „zwei Mal hundert-fünfzig macht dreihundert; das ist doch glatt?“

„Wohl,“ antwortete der Professor. „Aber die Rechnung deines Mannes ist nicht so glatt. Er erhält 300 Mark — setzen wir dafür a. Dieses a bringt er aber nicht mit nach Hause. Da kommen die Reisekosten, eine Menge anderer Ausgaben; ich nenne diese insgesammt b. Das Ersparniß oder das x des Doctors wird also nach seiner Heimkehr $a - b = x^1$ sein. Es kommt also darauf an, wie umfangreich dieses b ist. Es kann sein, daß $x = \text{nix}$ oder minus x wird.“

„Ach Väterchen, Du bist ein Schwarzseher,“ lachte Abclgunde sorglos. „Mein Mann hat alles genau berechnet. Im ungünstigsten Falle bleiben ihm 225 Mark. Wollte er

¹⁾ a weniger b gleich x.

die Vorträge fortsetzen, könnte er mindestens monatlich das Fünffache verdienen, also 1125 Mark und in zwölf Monaten 13,500 Mark —“

„Ja, wenn das b nicht wäre,“ behauptete lachend der Mathematikus. „Dieses b macht mir Sorge. Nun, in acht Tagen wissen wir ja genau die Werthe einzusetzen und das x zu finden.“

Der Doctor wollte von den mathematischen Scrupeln des Schwiegervaters auch nichts wissen und packte seinen Handkoffer. Mit dem Nachtzuge wollte er nach Sachsen abreisen. Den Tag über hatte er sein säuberlich sein Thema geschrieben und wohlgefällig blickte er nun auf sein Geisteswerk, das den Titel führte: „Ueber die Bildung der Seele.“

Die Schwiegermutter war voll Entzücken.

Die junge Frau stimmte der Abschied freilich traurig; war es doch die erste Trennung in ihrer jungen Ehe. Hätte sie geahnt, was die eigentliche Ursache dieser Reise sei, sie hätte nie und nimmer darenin gewilligt.

Der Doctor mußte es sich gefallen lassen, daß ihm Frau und Schwiegermutter das Geleite nach dem Bahnhofe gaben. Vor Abgang des Zuges wurde feierlich Abschied genommen und mit den Taschentüchern noch gewunken, so lange die Visirlinie frei war. Dann warf sich der Doctor in die Ecke des Coupés und durchflog die verschiedenen Zeitungsblätter, welche er vom Colporteur erworben. Sonderbarer Weise fiel sein Blick bei jedem Blatt immer zuerst auf die Notiz: „Ein durchgegangener Bankdirector. Tausend Mark — Findexlohn.“

„Von mir aus kann er verloren bleiben,“ sagte der Doctor für sich; „ich vertraue meine Capitalien niemandem an, ich trage sie mit mir, sie sind meine Bildung, mein Geist — in zwei Stunden 300 Mark Zinsen! Nothschild, Du hast Deinen Concurrenten gefunden!“ Und nun schwelgte er ob der kommenden Freuden. Er war allein, er konnte sich's bequem machen. Draußen stürmte der November,

die Wärme im Coupé that ihm wohl; er schlief ein und träumte.

Es war ein sonderbarer Traum. Er stand vor dem Auditorium, welchem er Vortrag zu halten hatte, doch als er beginnen wollte, fand er nirgends das Heft, in welches er so sauber und fein sein Thema geschrieben. Und auswendig konnte er nichts. Unter dem Hohngelächter seines Traum-Auditoriums erwachte er.

„Gottlob, es ist nur ein Traum gewesen! Ich vergaß mein Thema nicht!“ sagte er sich wie zum Troste, „ich —“

Da stieg es plötzlich siedend heiß in ihm auf. Er hatte das Manuscript kurz vor seinem Weggehen noch einmal aus dem Koffer genommen, um einige Worte einzusetzen. Hatte er es da auch wirklich wieder eingepackt? Hatte er es nicht etwa auf dem Schreibtische liegen lassen? Einen Eid hätte er nicht darauf schwören können.

Diese Ungewißheit ward ihm immer peinlicher, sie fing an, ihn zu foltern. Um ihr ein Ende zu machen, nahm er seinen Handkoffer herab, um nach dem schwarzen Heft zu suchen.

Er suchte mit nervöser Hast — endlich fand er es. Gottlob, er hatte es also nicht vergessen. Da er nun einmal aus dem Schlafe gestört war, studirte er seinen Vortrag nochmals durch. Der Koffer stand offen auf dem Sitze, die ausgepackten Gegenstände lagen in malerischer Unordnung rings umher. — Da pfeift es. Die Wagenhülle ward aufgerissen und der Schaffner ruft:

„In der Richtung auf C. Wagenwechsel, atember schnell! Der Zug geht Se gleich wieder ab, denn wir haben gefälligst Verspätung.“

Der Doctor wollte Einwendungen machen, aber der höfliche Schaffner rief unerbittlich und dringend:

„Aussteigen! sonst müssen Se gefälligst mit nach Berlin.“
Nun schoppte der Doctor die Dinge eiligst in den Koffer, wie ihm alles gerade in die Hand kam. Er brachte

in Folge dessen den Koffer nicht mehr zu und mehrere Sachen entfielen ihm beim Aussteigen. Zudem er sich bückte, dieselben aufzuheben, rutschte das kleine, schwarze Heft hinter die Heizdampfrohre. Deshalb fiel er dem Schaffner in den Arm, als dieser die Wagenthüre schließen wollte und rief:

„Mein Thema! Mein Thema liegt noch drinnen!“

„Ich seh Se nischt nich!“ erwiderte der Conducteur, in das Coupé blickend.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben.

„Mein Thema! Mein Thema!“ rief der Doctor mit allen Zeichen jammervollsten Schreckens. „Sehen Sie denn nicht?“

„Ach Herrcheeses nochemal!“ rief der Schaffner.

„Was ist Se das — ein Thema für ein Ding? Ich seh Se keenes.“

„Ein Thema! Eine Abhandlung!“ rief jammernd der Doctor.

„Ich seh Se keene Handlung!“ entgegnete der Schaffner.

„Glooben Sie, die Coupés sein Se Trödlerbuden? Da is 'ne Zippelkoppe — ist das die vermaledeite Thema? Herrcheeses, was is das für Plag mit Sie!“

„Einen Thaler für mein Thema!“ schrie der Doctor wieder.

„Und wenn Se mir noch önen Groschen uffgebe, ich seh Se nischt.“

Jetzt pfiß die Locomotive heiser, wie eine Nachtkeule und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Doctor, in beiden Händen Reisegepäck, lief nebenher.

Der Schaffner suchte noch immer im Coupé nach dem verloren gegangenen Thema.

„Mein Thema! Ein Heft in schwarzem Umschlag — unterm Sitz — um Gotteswillen, sehen Sie nicht?“

Endlich hatte es der Schaffner erblickt.

„Wenn Se das der Pfißerling is, da haben Se ihr Thema,“ jagte er. „Nimmer jetzt geht Se der andere Zug

noch schon fort, jetzt sind Sie man angefroren bis morgen früh. He da — fangen Sie zu!“

Damit warf er ihm aus dem Wagen das Heft zu; aber der Doctor, der alle Hände voll hatte, konnte nicht fangen und so fiel es auf den von Schnee und Regen durchweichten Boden. Der Schreckensschrei des Doctors verhallte in dem Getöse des abgehenden Zuges. Er suchte in der Dunkelheit das Thema herauszuschälen aus dem weichen, schmutzigen Bette. Ein Schmerzenseufzer entrang sich seiner Brust.

„Ach,“ meinte er, „das ist schon das erste b, das mir mein Schwiegervater prophezeite.“

Doch gab es jetzt keine Zeit zu solchen Betrachtungen. In raschem Laufe ging es hinüber in den anderen Theil des Bahnhofes, wo es in der Richtung nach C. weiter ging. Aber o weh! da ertönte schon das Zeichen zur Abfahrt, der Zug setzte sich in Bewegung, des Doctors Rufen war vergebens, ehe er ganz zur Stelle, war der Zug zum Bahnhof hinaus.

Entsetzt starrte der Doctor dem davonbrausenden Zuge nach.

Der dienstthuende Bahnbeamte gab lächelnd Bescheid:

„Der nächste Zug geht morgen früh um acht Uhr; es ist ein Güterzug. Wenn Sie in den Ort hineinfahren wollen, müssen Sie sich eilen; der Hôtelomnibus fährt gleich ab.“

„Ich danke!“ entgegnete der Doctor. „Das ist ja schrecklich! Ich habe für Schnellzug bezahlt und jetzt muß ich mit dem Bummelzug weiterfahren.“

„Sie können auch mit dem Courierzuge reisen,“ erklärte der Beamte.

„Wann?“ fragte der Doctor.

„Morgen um diese Zeit. Aber Sie müssen rechtzeitig einsteigen.“

„Nein, da reise ich doch mit dem Güterzuge. Ich



werde mit dem Omnibus in den Ort fahren," entschied der Doctor.

"Der Omnibus ist Se schon alle!" rief jetzt ein Bahndiener; "er ist Se ganz leer heimgefahren. Herrcheesjes, da hätten Se sich's bequem machen können."

"Ist denn keine andere Gelegenheit da?" fragte der Doctor ärgerlich.

"Keene eenzige nich!" versetzte der Bahndiener. "Awwer ich will Se aus'ner Berlegenheit reißen, mei' kutestes Herrche, ich trag Se ihr Gepäc hinein um drei Groschen. Da haben Se doch eene Unterhaltung, wenn mer zu zweet sein."

„Nehmen Sie!“ jagte der Doctor mit einem tiefen Seufzer; „b Numero 3.“

„Nee, nich Numero 3;“ rief der Bahndiener; „ich bin keen numerirter Lohndiener, ich thu Se's nur aus Gefälligkeit.“

„So gehen wir!“ jagte der Doctor.

„Ja, machen mer!“ wiederholte der Diener. „Ich weef Se' nen kürzeren Weg über die Wiesen, da gleich hinter den Stauden; sehr finster is es zwar, und der Weg is Se schmal und schmutzig, awwer zweemal kürzer als die Landstraße.“

Der Doctor folgte wortlos dem geschwätzigen Führer. Er dachte über seine neue, unerwartete Lage nach und hörte kaum, was der andere ihm vorplauderte.

„Wie heißt der Gasthof, in den Sie mich führen?“ fragte er nach einiger Zeit. „Kann man dort anständig übernachten?“

„Im Gasthof zu Dräsden, meenen Sie? Na das will ich glooben! Im Gasthof von Dräsden is es sehr nobel. Er hat erst geheiratet aus dem Plauenschen Grund, ja, ja, aus dem schönen, herrlichen Grund.“

„Aus was für einem Grund hat er geheiratet?“ fragte der Doctor zerstreut.

„Herrcheeses, sind Se so weit her, daß Se das nich eemal wissen?“

„Das geht mich ja gar nichts an,“ antwortete der Doctor ärgerlich und abweisend, „oder, wie man bei uns zu Hause sagt, das ist mir Wurst.“

„Was?“ rief der Bahndiener verlezt. „Also sind Se keen Freund von unserm schönen Sachsenlande, von Plauen und Dräsden?“

„Wer spricht denn von Plauen und Dresden?“ entgegnete der Doctor gereizt. „Ich will nichts mehr hören. In den Gasthof sollen Sie mich führen, sonst nichts.“

„Soust nicht? Ja nu freilich sonst nicht, sonst müßten

Se noch eenen Groschen dazuthun. Oder wünschen Se gar nich nach Dräsden?“

„Natürlich will ich nicht nach Dresden, sonst wäre ich ja mit dem directen Zuge weitergefahren.“

„Ja wenn Se nich nach Dräsden wollen, so führ ich Se zu die rothe Hirsche.“

„Sie haben mich in den Gasthof zu führen,“ fuhr jetzt der Doctor auf. „So einen geschwägigen und verrückten Sachsen habe ich noch nie gesehen.“

„Was? Sie schimpfen mich einen geschwägigen, verrückten Sachse? Herrcheeses noch ämal, das will ich Se gedenken! Das leid ich nich, und wenn Se mich sechs Groschen geben — das beleidigt mein nationales sächsisches Gefühl. Ei — i ja da haben Sie eere tausend Sache — ich mag nimmer — hören Se, ich verzicht auf dieses Plaisier! Mahlzeit!“

Mit diesen Worten schleuderte der beleidigte Sachse das Reisegepäck des Doctors in den Koth und eilte schleunigen Schrittes zurück zum Bahnhof.

Der Doctor stand allein da in der Nacht.

Bergebens rief er den Diener mit schönen Worten zurück, der Beleidigte reagirte nicht. So blieb dem Verlassenen nichts übrig, als seine Sachen zusammenzuraffen und so gut, oder vielmehr so schlecht es ging, den Weg zu suchen nach dem Dertchen, das ihm durch einige hell erleuchtete Fenster entgegengrüßte. Erschöpft kam er mit Hilfe des Nachtwächters, der ihm am Eingange des Ortes wie ein rettender Engel erschien, im Gasthose zur Stadt Dresden an.

„Awwer warum hamm Se nich unsern herrlichen Durnibus benützt?“ fragte der Wirth.

„Ich habe ihn versäumt,“ entgegnete der Doctor.

„Lassen Sie mir rasch ein Zimmer heizen. Mich friert.“

„Sie werden doch noch gefälligt Abendmahlen? Unter dessen lasse ich Se das Zimmer warm heizen.“

„Meinetwegen.“

Die verschiedenen Reisegegenstände wurden auf's Zimmer getragen, der Doctor aber in das Gastlocal hineincomplimentirt, wo noch einige Bürger des Ortes, Stammgäste des Hauses, anwesend waren. Sie trugen sämmtlich Tuchmützen mit großen Schirmen, wie sie vor Jahrzehnten in kleineren Städten noch in Mode waren und rauchten aus mittellangen Tabakspfeifen. Neugierig betrachteten alle den Fremdling, neugierig und mißtrauisch, denn der Doctor sah in Wahrheit sehr verstört aus. Es waren ehrbare, spießbürgerliche Handwerksleute, der Schneider, der Spuldrechser, Weber, Schuster und Schmid des Ortes, und diesen kam der sonderbare, aufgeregte Mann verdächtig vor.

Der Doctor setzte sich an einen Tisch, entfernt von den übrigen Gästen und nahm keine Notiz von diesen. Sie aber desto mehr von ihm. Sie warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu. Der Eine nahm ein Zeitungsblatt zur Hand und zeigte es mit vielsagender Miene den anderen.

Dieses Zeitungsblatt enthielt die Nachricht von dem flüchtig gegangenen Bankdirector und den auf seine Haftverdingung ausgesetzten tausend Mark. Das Signalement paßte nach ihrer Meinung Haar auf Haar: Grau melirt und sehr üppig, das waren des Doctors Haare auch; Gesicht und Nase regelmäßig; dieses beliebte Signalement traf auch bei ihm zu, denn regelmäßig war sein Gesicht, er hatte die Nase zwischen den Augen und den Mund unter der Nase, darüber war ja gar kein Zweifel für die kleinstädtischen Sachsen. Und der Flucht verdächtig war er auch. Warum hätte er sonst den beleuchteten Omnibus leer abfahren lassen, um sich in finsterner Nacht durch ein Rothmeer in das Städtchen hineinzutappen. Warum, fragten sie sich, sitzt er jetzt allein an dem hinteren Tische, während er an dem ihrigen Gesellschaft haben könnte? Warum blickte er, während er seinen Kalbskopf verzehrte, immer nur auf diesen und nicht auch auf die anderen? Und hob er hin und wieder seinen Kopf, so sahen sie nur ein verdrießliches

Geficht. Natürlich, ein Flüchtling ist immer verdrießlich. Einer der Gäste entfernte sich auf Verabredung leise und begab sich zur Polizei, und die anderen harrten gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Der Doctor hatte abgepeißt. Er zündete sich eine Cigarre an und sah einige Augenblicke prüfend zu dem Stammtisch hinüber, dann stand er auf und lenkte seine Schritte schnurgerade zu den darob nicht wenig Erschrockenen.

„Meine Herren, erlauben Sie, daß ich an Ihrem Tische Platz nehme?“ fragte der Unbekannte artig. „Ich bin Dr. Weiß aus N., veräumte den Zug nach C. und muß daher wohl oder übel hier übernachten.“

„Ei Herrcheeses!“ erwiderte der Schneider, „das wird Se wohl von Uebel sein. Nehmen Se nur Platz bei uns. Ei — i ja!“

„Also ä Doctor sind Se?“ fragte der Spulendrehwiler. „Hamm Se viele Patienten? Ae Doctor is se ä schwerer Stand, wenn er keene Patienten nich hat und hat er eene, so is es och so eene Geschichte, ich meen, bis man sie alle begraben sind —“

„Ich bin ja kein Doctor der Medicin,“ fiel Dr. Weiß dem Schwäzer in die Rede; „ich bin Doctor der Philosophie.“

„An was für äne Krankheit leidet die — Sophie? dee is Se wohl äne Prinzessin?“ fragte der Spulendrehwiler, der nicht recht verstanden hatte.

„Philosophie hab ich gesagt — das ist die Weltweisheit,“ erklärte der Doctor lächelnd.

„Ach Herrcheeses, än Gelehrter sind Se?“ staunte der Schneider. „Ach, da sind Se än gar großes Thierche und wir fühlen uns sehre hochgeehrt, sehre! durch ihre Anwesenheit. Nich wahr, Nachbarn, und och Du, Spule, nich wahr? es is sehr schön von dem Herre Weltweisen, daß Se mit uns Tisch und Trank theilen? Wo geht Se die Reise hin, Herr Doctor? Nach C.? Was gedenken Se in C. zu thun? Ich bin nich neugierig, nur des Discursjes halber. Ei — i ja!“

„Ich halte einen Vortrag in G.,“ erwiderte der Doctor.
 „Aenen Vortrag?“ fragte der Spulendreher, „wie
 unser Herr Pastor —“

„Schweig, Spule!“ fiel der Schneider ein; „nich wie
 unser Herr Pastor, nich in der Kerche, ich wees's schon,
 in der Verheiterung oder wie die Gesellschaft hees't, da
 spricht man und die anderen applaudiren.“

„So ist es,“ pflichtete der Doctor lachend bei. „Ich
 lese dort ein populär philosophisches Thema: Ueber die
 Bildung der Seele.“

„Ah, das is Se een schöner Titel!“ rief der Schneider.
 „Da möcht ich och dabei sein, wenn Se über das sophi-
 stische Thema sprechen. Du auch, Spule, nich wahr? Anwer
 das verstehst Du nich, was über dein' Horizont hinausgeht.“

„Heere, mach mer'sch nich zu bunt, Du Schafzkopp!“
 entgegnete der Angezogene; „machst immer deene rebedirten
 Späße, Du Groschenflicker —“

„Stilanz!“ rief der Schuster, „än jeder flickt, so gut
 er's kann.“

„Und jeder trägt vor, so gut er's kann,“ meinte der
 Doctor, und plötzlich kam ihm ein weiser Gedanke. Wenn
 er hier probeweise seinen Vortrag hielte? Für ihn wäre
 das eine Uebung im lauten Sprechen und für die anderen
 — mußte es ein Genuß sein.

„Meine Herren,“ sagte er resolut, „Sie nehmen so
 viel Antheil an meinem philosophischen Vortrag, daß ich
 gerne bereit bin, ihnen denselben hier zu halten.“

„Ach Herrcheeses!“ riefen die Stammgäste. Sie nahmen
 die langen Pfeifen aus dem Munde und rückten an den
 Mützen. „Se wollten wärklich? —“

„Is se das mit Unkosten für uns verbunden?“ fragte
 der Spulendreher geradezu.

„Warum nicht gar,“ erwiderte der Doctor. „Es muß
 Ihnen aber eine Freude machen.“

„Ei — i ja! Sehr viel Freude, ei — i ja!“ rief

der Schneider. „Da trink ich gleech noch eene Ranne. He, Wirth, eene frische! Bei so etwas muß man se feucht bleiben.“

„Mir ooch! mir ooch!“ tönte es in der Kunde.

Der Wirth schmunzelte. Ihm war es recht, daß der schlechte Kest im Fasse noch heute geleert wurde. Der Doctor aber eilte auf sein Zimmer, das Manuscript zu holen.

Inzwischen kam der abgesandte Bote mit dem Polizeirothmeister zurück.

„Ei scheen guden Abend, meine Herren! Wo is se der Flüchtling?“ fragte der letztere mit erhobener Stimme.

„Ach schrei nich so mächtig,“ entgegnete der Schneider; „nisch is es mit dem Bankdirector. Mer haben uns geirrt. Der Fremde ist Se än Doctor, der in Vorlesungen macht, ä ganz ungefährliches, ganz gemeenes Subject. Er holt eben sein Buch und hält uns eenen Vortrag über — wie heeßt's?“

„Ueber die populäre Sophie!“ ergänzte der Spulendreher.

„Seh doch eener den Naivitätsschwindel an!“ rief der Schneider. „Wer sagt denn von Sophie? Philosophie heeßt's.“

„Ich verbitt' mir anwer jetzt ernstlich jede weedere Beleidigung!“ versetzte der Spulendreher gereizt, „sonst krieg ich vor lauder Aerger die Gelbsucht, weeßt Du, du Schneidertziegenbock.“

„Stilanz!“ rief der Schuster.

„Wo is der Mensch?“ fragte jetzt der Rottmeister wiederholt. „Kann mer ihn nich gefälligst zu Gesicht bekommen? Am Ende is er dorch!“

„Gloobs nich, bestes Rottmeisterle!“ rief der Schneider.

„Wie soll ich mich davon überzeugen?“ meinte der erstere. „Wie erfahre ich Gewißheit?“

„Weeßt Du was, Polizeiorganismus,“ entgegnete der Schneider, „setz Dich her zu uns. Kommt er wieder, so is er nich dorch, kommt er nich mehr, so is se das eene kitzliche Frage.“

„Wenn er nicht mehr kommt, werd' ich ihn arr. tieren,“ sagte der Rottmeister.

„Kennst Du die Geschichte von den Nürnbergern, die keenen nicht hängen, den sie nicht haben?“ spottete der Schneider.

„Stilanz!“ rief der Schuster wieder. „Da is er ja schon. Rottmestee, mach keene Dummheiten. Er is nicht dorch!“

Der Doctor war mit dem Hefte in der Hand zurückgekehrt und schritt auf den Tisch der Stammgäste zu. Diese erhoben sich sämmtlich von ihren Plätzen, um ihn zu begrüßen.

Der Doctor versetzte sich im Geiste vor sein morgiges Auditorium, verbeugte sich einige Male grazios und stellte sich dann hinter seinen Stuhl, das Manuscript in der Hand. Auf sein Zeichen, daß sich die Anwesenden wieder setzen sollten, fielen alle zu gleicher Zeit auf ihre hölzernen Stühle zurück, um dann mit offenem Munde den fremden Gelehrten anzustarren. Auch der Rottmeister, der sich beim Anblicke des Doctors sofort überzeugte, daß die Annahme, er sei ein Verbrecher, grundlos war, nahm Platz. Der Wirth aber setzte sich an den Schenkisch und spielte mit einem großen Rater, der ihm auf Schultern und Nacken herumkrabbelte.

„Meine hochverehrten Anwesenden!“ begann nun der Doctor mit lauter Stimme, und angestaunt von seinen Zuhörern hielt er seinen philosophischen Vortrag.

Er vermied es wohl, seinem Auditorium in das Gesicht zu sehen, denn dies hätte ihn sicher zum Lachen gebracht. Er sah und sprach also in's Blaue hinein, sich ganz in seine morgige Lage versetzend.

Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gesprochen haben, da fühlte er sich unangenehm gestört durch ein abscheuliches, schnarchendes Geräusch. Er warf einen Blick auf seine Zuhörer und — sollte er lachen oder sich ärgern? Sie waren sämmtlich eingeschlafen. Selbst der dicke Wirth am Schenkisch hinten nickte ganz bedenklich mit dem Kopfe, und

der Kater, mit dem er gespielt, lag mit ausgestreckten Pfoten neben ihm. Mensch und Vieh verspürten die Wirkung des Vortrages.

Ein ironischer Zug flog über des Doctors Gesicht.

„Perlen für die Säue!“ sagte er zu sich. „Schlast zu, ihr Kannegießer, euern Dank begehre ich nicht!“



Er nahm ein Licht, verließ leise die Bechtube und begab sich auf sein Zimmer.

Lange konnte er sich in dem feuchtkalten Bette nicht erwärmen, und als er endlich eingeschlafen war, schreckte ihn ein lautes Gepolter unter seinem Zimmer, untermischt von Lachen und Schimpfen, wieder auf.

Seine Zuhörer waren erwacht. Ihnen mochte es jetzt zu Muthe sein, wie den Studenten in Auerbachs Keller, nachdem sie Mephisto und Faust verlassen. Daß der fremde

Doctor nur einen Hofuspokus mit ihnen getrieben, war allen klar.

„Morgen hauen wir ihm!“ rief der Schneider unter der Hausthüre laut genug, daß es der Doctor oben hören konnte.

Das war sein Dank!

Er nahm sich vor, schon vor Tagesanbruch zum Bahnhof zu fahren. Was aber die Wirkung seines Vortrages betraf, so waren ihm ganz bedeutende Scrupel aufgestiegen. Sollte der richtige Titel für sein Werk etwa „Philosophisches Morphium“ sein? Nein, nein! Morgen wird er ja zu Gebildeten sprechen, morgen werden ihm die Augen schöner Damen entgegenleuchten — morgen — —

II.

Am nächsten Morgen erwachte Dr. Weiß zeitig.

Der Wirth brachte ihm höchst eigenhändig den blaß-blauen Blümchenkaffee. Als er die Brühre vor den Doctor hinstellte, konnte er nicht umhin, einen bedeutsamen Seitenblick auf die Kaze zu werfen, die noch immer schlafend auf ihrem Plaze lag.

„Hören Se,“ sagte er, „das liebe Vieche liegt noch am alte Fleck, wie todt. Wenn meine Frau gestern Abend doch doch dagewesen wäre, vielleicht hätte sie die Nacht schlafen könne; die Aermste hat sie kein Oge nich zugemacht die ganze Nacht vor lauter Zahnweh.“

Der Doctor fand des Wirthes Witze so geschmacklos, wie seinen Kaffee. Die Rechnung ward beglichen, dann rollte Weiß in dem alten Omnibus über das holperige Kieselplaster dahin, hinaus zum Bahnhof. Hier mußte er noch über eine Stunde bis zum Abgang des Güterzuges warten. Der gereizte Bahndiener von gestern ging einige Male stolz an ihm vorüber, wobei er ihn die möglichste Tiefe seiner Verachtung empfinden ließ.

Endlich saß der Doctor wieder im Coupé. Im Freien betrug die Temperatur sicher 5° R. und auch hier war es empfindlich kalt. Er kauerte sich in die Ecke und suchte sich durch Schlafen die Zeit abzukürzen. Aber das gelang ihm nicht. Das Resultat seiner gestrigen Vorlesung machte ihm doch heimlich Sorge. Noch peinlicher aber war ihm ein immer öfter wiederkehrender Husten und die Cigarre wollte ihm nicht munden.

„Nur heute keinen Catarrh!“ stöhnte er besorgt.
 „Nur heute keine Heiserkeit!“

Einmal in Angst darüber, nahm er ein warmes Tuch aus dem Koffer und wickelte es sich so um den Hals, daß das Gesicht bis zur Nasenspitze darin vergraben war. Er bemerkte nicht, daß während der stundenlangen Fahrt der Kopf des Schaffners ungewöhnlich oft am Wagenfenster erschien und neugierig zu ihm hereinguckte. Der durchgegangene Bankdirector spuckte auch hier.

Endlich, endlich ward C. erreicht.

Mit einem „Gott sei's gedankt!“ wollte der Doctor die Thüre seines Coupés öffnen, aber er vermochte es nicht. Er rief dem Schaffner. Dieser kam auch, jedoch in Begleitung von zwei Sicherheitswachmännern, von denen der Eine den Doctor höflich, aber bestimmt um seine Legitimation fragte.

„Eine Legitimation?“ fragte der Doctor verwundert.
 „Eine solche brauche ich doch in Deutschland nicht? Ich bin Dr. Weiß aus N. und komme hieher, einen Vortrag zu halten.“

„Sie werden uns auf's Gericht folgen müssen,“ sagte das Sicherheitsorgan.

„Warum?“ rief der Doctor, dem die Geduld auszugehen drohte.

„Weil von dem Orte, wo Sie heute übernachteten, die telegraphische Nachricht kam, daß Sie gefälligst verdächtig wären, mit einem flüchtigen Bankdirector identisch zu sein.“

Höre Se! Ohne Grund verhüllt man sich nicht so auffällig das Gesicht. Bitte gefälligst, keene Umstände zu machen; der Wagen steht vor dem Bahnhofe."

Also sein Auditorium von gestern, vielleicht der gekränkte Bahndiener, hatten ihm diesen Schabernack gespielt. Was war da zu thun? Hatte er auch gehofft, auf dem Bahnhofe in C. von seinem Freunde erwartet zu werden, eines so officiellen Empfanges hatte er sich nicht versehen. Mit einem gewissen Galgenhumor folgte er den ihn leitenden; auf der Polizei mußte sich ja alles aufklären.

Und es klärte sich auf, denn kaum hatte er das Berhörzimmer betreten, da kam auch schon sein Freund, der Vereinsvorstand Dr. Walzer hereingestürzt, stellte des Doctors Identität fest und bewillkommte diesen, indem er ihm vor Freude, ihn wiederzusehen, um den Hals fiel. Arm in Arm verließen dann die Vereinten unbehelligt das Zimmer des Beamten. Ein Polizeisoldat trug das Reisegepäck nach. Auf die Straße gelangt, bestiegen die beiden Freunde eine Droschke und fuhren direct in's Hôtel „zum Elephanten."

Dort brannte im Zimmer Nr. 1 seit gestern Nachts 12 Uhr das Feuer im Ofen. Der Doctor machte Toilette, dann begab er sich mit dem Freunde zur Table d'hôte. Ueber dem heiteren Gespräche und dem guten Wein vergaß der Doctor all' das Ungemach seiner Reise. Das Andenken an frühere, schön verlebte Stunden wurde erneuert und das Klirren der Gläser zeigte von der animirten Stimmung, die in dem schönen Klang der Gläser ihren Ausdruck fand. Aber auch des Doctors Thaler klangen schön auf dem silbernen Teller des Oberkellners, auf welchem ihm dieser die Rechnung präsentirte. Der Freund und Vereinsvorstand wollte diese zwar begleichen, aber der Doctor beeilte sich, ihm zavorzukommen. Der alte Mathematikus würde freilich schon wieder eine Vergrößerung des b constatirt haben, aber sein Schwiegersohn dachte jetzt an so etwas nicht. Er fühlte sich nur angenehm angeregt und hätte jetzt am liebsten

ein wenig ausgeruht. Aber das ließ der Freund nicht zu. Der Doctor wurde bei Verwandten desselben, welche eine Villa außer der Stadt bewohnten, erwartet. Der Wagen, der sie dahin bringen sollte, war schon bestellt, es gab keine Widerrede, man fuhr nach dem Landhause, wo sich der Gelehrte bald zum Mittelpunkte einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen gemacht sah. Die Zeit stürmte nur so dahin, man unterhielt sich köstlich und erst kurz vor der Vortragsstunde wurde in die Stadt und in's Hôtel zurückgekehrt.

Der Vereinsvorstand gab dem Freunde nun eine halbe Stunde Zeit, sich zu sammeln und Toilette zu machen.

Toilette? Er trug doch schon einen glänzenden schwarzen Rock, was sollte er noch andere Toilette machen?

Aber sein Freund setzte ihm auseinander, daß er sich nur im Frack und Cylinder, mit weißer Halsbinde und weißen Glacehandschuhen seinen Zuhörern zeigen könne, und diese Erkenntniß setzte den Vortragenden in nicht geringe Verlegenheit. Er hatte in seinem Koffer nichts von alledem.

Aber Freund Wasser mußte Rath. Es würde sich im Hôtel wohl der Frack und Hut eines Kellners finden, meinte er, die passen und gegen angemessenes Trinkgeld gerne für die wenigen Stunden geliehen werden. Weiße Halsbinde und Handschuhe erbot er sich selbst dem Freunde zu kaufen. Er möchte ihm nur die Nummer der letzteren nennen; bevor zehn Minuten verflossen, würde er im Besitze des Gewünschten sein.

„Ruhe aus, sammle Dich und mache dem Ruße, den ich über Dich verbreitet, Ehre!“

Mit dieser Mahnung verließ Dr. Wasser seinen Freund.

Dieser nahm sich dieselbe zu Herzen. Er trat vor den Spiegel, um vor allem seine äußere Erscheinung zu mustern. Sein Vollbart schien ihm heute ganz abscheulich grau zu sein und seine Haare flatterten in der Luft, wie Schilf am Gestade. Er klingelte dem Kellner und befahl ihm, einen

Friseur zu holen. Dieser sollte ihm Haar und Bart stutzen und mittelst Kosmetik und Pomade das aufdringliche Grau mindern.

Das geschah denn auch. Ein Jahr nach dem andern schwindelte ihm der Haarkünstler von seinem Kopfe und bald waren Zimmer und Doctor erfüllt mit wonnigem Duft. Ein blanker Thaler lohnte den, der dieses Zauberwerk vollbracht. Nun erschienen auch Frack, Hut, Handschuhe und Cravatte — und alsbald stand der Doctor, gerüstet zur Schlacht, vor dem Spiegel.

„So wenn mich Adelgunde sähe!“ jagte er sich. „Ich will ihr nur schnell telegraphiren, daß ich glücklich hier angekommen und soeben im Begriffe bin, in tadelloser Toilette zur Vorlesung zu fahren.“

Die Depesche ward abgeschickt. Was lag an den anderthalb Mark! Für die Theuren zu Hause war ihm nichts zu theuer. Schließlich bestellte er noch einige Stück rohe Eier zur Conservirung seiner Stimme und eine halbe Flasche Bordeaux, und nun — war er bereit.

Freund Walser ließ nicht lange warten.

„Der Wagen steht bereit!“ berichtete der Eintretende. „Ich nahm den Wagen des Hôtels. Er kostet zwar das Doppelte einer Miethkutsche, aber er steht ganz zu unserer Verfügung.“

Der Doctor war's zufrieden. Er hatte sich ganz den Anordnungen seines Freundes ergeben.

„So komm!“ sagte Walser, ihn unter den Arm nehmend und die Treppe hinabführend. „Wie befindest Du dich?“

„D, mir ist fürchterlich zu Muth!“ stöhnte der Doctor. Sein Traum und die Erlebnisse des gestrigen Abends kamen ihm in Erinnerung.

„Nur keine Sorge!“ tröstete der Freund; „ich habe Dir den Boden schon geebnet. Wer auf Bildung Anspruch macht, muß Dich heute hören. Ich habe Dich riesig populär gemacht, denn ich ließ durchblicken, daß Du morgen einen

zweiten Vortrag halten wolltest zu Gunsten eines Christbaumes für arme Waisen verunglückter Bergleute."

"Was?" rief der Doctor. "Das kann ich ja gar nicht."

"Das kannst Du und wirst Du," entgegnete der Andere.

"Du verdankst Dein heutiges Renommée Deinem Wohlthätigkeitsinn."

"Aber ich bin —"

"Du bist ein Mann mit einem warmfühlenden, kindlichen Herzen," unterbrach ihn Walser, "Du fühlst das Elend des Volkes, wie Dein eigenes, Du hilfst mit dem Edelstein, was der Mensch besitzt, mit dem Geiste."

"Hör' auf, oder ich vergesse mein heutiges Thema," rief der Doctor. "Du betrachtest mich in der That als Dein Schlachtopfer."

"Höre, Dein Schlachtopfer werde ich sein, wenn die Fahrt noch lange dauert," lachte der Freund. "Mensch, Du duftest ja wie ein ganzes Blumenlager. Du wirst das gesammte Auditorium betäuben."

"Fürchtest Du, daß es einschläft?" stieß der Doctor entsetzt hervor.

Da hielt der Wagen vor einem hellerleuchteten Hause. Der Schlag wurde aufgerissen und der Vereinsdiener half den beiden Herren beim Aussteigen.

Baarhaupt, um die Frisur nicht zu verderben, stieg der Doctor mit dem Freunde die kalte Treppe hinan, um gleich darauf in einen glühend heißen, mit Menschen vollgepfropften Saal einzutreten. Sofort verstummte das Gemurmel, tiefste Stille herrschte und als der Doctor den Katheder bestieg, empfing ihn ein allgemeiner Applaus.

"Das ist für morgen," raunte ihm sein Freund zu.

Der Doctor wünschte, es möchte für heute sein und mit Bangen begann er seinen Vortrag. Doch bald bemerkte er das Interesse, welches er bei seinen Zuhörern erweckte. Manchmal unterbrochen von wahren Beifallsalben, ver-

folgte und beschloß er nach einer Stunde seinen Vortrag. Der Applaus war allgemein.

Diese gute Stimmung benützte der Vorstand, ihn nochmals zu bitten, einen zweiten Vortrag zu halten, und als wüßten die Anwesenden, um was es sich handelte, wurde er immer von Neuem hervorgejubelt.

Halb betäubt von dem unerwarteten Erfolge und hochgradig erregt, betrat er nun abermals die Rednerbühne und begann:

„Meine hochverehrten Damen und Herren! Ihr Beifall macht mich stolz, macht mich glücklich. Um Ihnen einen schwachen Beweis meines Dankes zu geben, erkläre ich mich bereit, morgen noch einmal vor Ihnen zu lesen und den Erlös des heutigen Vortrages den armen Waisen verunglückter Vergleute zuzuwenden.“

Jetzt brach der Beifallsturm von Neuem los. Der Vorstand aber eilte zu ihm und fiel ihm vor der ganzen Versammlung um den Hals.

„Du bist ein edler Mensch!“ rief er. „Den Erlös der heutigen Vorlesung übergibst Du uns? Das ist mehr, als wir zu hoffen gewagt.“

Der Doctor erwachte wie aus einem Traume. Die heutige Vorlesung hatte er gesagt? Wie konnte er sich nur so entseßlich versprechen! Den Erlös der morgigen hatte er ja sagen wollen. Konnte er sich jetzt corrigiren, sein vor dem gesammten Auditorium gegebenes Wort zurücknehmen, jetzt, nachdem ihm von allen Seiten gedankt wurde und er sich als den Helden aller Tugenden auf den Schild erhoben sah? Sein Irrthum war schrecklich, aber er war nicht mehr gut zu machen; er konnte es wenigstens nicht, ohne sich zu blamiren. Und sich blamiren, nein, das wollte er nicht; lieber das Honorar für die heutige Vorlesung verschmerzen!

Mit süßsaurer Miene empfing er die Dankesbezeugungen, die ihm von allen Seiten zu theil wurden, hörte er die



Dankrede, die der Armenrath mit thränenfeuchtem Blick an ihn richtete. Vor seinen Augen flimmerte und flirrte es, in seinem Gehirn hämmerte und pochte es, als wären tausend Kobolde geschäftig, ihn zu necken. Er merkte es kaum, daß Freund Walser seinen Arm ergriff und ihn unter hundert Schmeichelreden aus dem Saale führte und mit sich fortzog, während den Beiden eine Anzahl Herren und Damen auf dem Fuße folgte. Erst die kühle Luft auf dem Corridore brachte ihn wieder zu sich.

„Wohin?“ fragte er den Freund.

„In's Restaurationslocal,“ versetzte dieser. „Man hat Dir zu Ehren einen „Abend veranstaltet. Wir wollen vergnügt sein, edles, großmüthiges Menschenherz!“ —

Wohl waren sie vergnügt bis lange nach Mitternacht, und der Doctor wußte kaum, wann und wie er in sein Hotel zurückgekommen. Als er gegen Mittag erwachte, fühlte er nur die Wirkung eines doppelten Katers: der eine kam vom übervollen Magen, der andere vom überleeren Portemonnaie. —

Er hatte gestern seinen ersten Triumph gefeiert! —

III.

Der Cassasturz ergab als Resultat, daß er mit genauer Noth noch die Fahrt nach F. bezahlen konnte, aber er durfte weiter keinen Pfennig mehr ausgeben; die Bezahlung der Hôtelrechnung war ohnedies unmöglich. Um das Uebel voll zu machen, verspürte er einen abscheulichen Reiz in der Kehle, seine Stimme war belegt, klang sogar rauh und heiser. Unter solchen Umständen war gar nicht daran zu denken, an diesem Abend eine zweite Vorlesung zu halten. Er mußte sich schonen, gewaltig schonen, wollte er nicht zum Vortrag in F. ganz untauglich sein. Und dieser Vortrag war für ihn jetzt zu einer Lebensfrage geworden, mußte ihn aus mancherlei Verlegenheiten erretten.

Er nahm all' seine Weltweisheit zusammen, um ein Mittel zu finden, sich einstweilen anständig aus der Klemme zu ziehen. Dem Freunde wollte er sich nicht anvertrauen. Sein Nimbus mußte erblaffen, dachte er, wenn dieser wüßte, wie es um seine Casse stünde. Nach Hause telegraphiren? Das ging noch viel weniger an. Für heute war ja zu helfen: er durfte nur außer dem Hause nichts genießen und alle seine Bedürfnisse auf die Hôtelrechnung setzen lassen. Morgen bei seiner Abreise nach F. würde er sich das Zimmer bis zu seiner Rückkehr von dort reserviren, um

dann noch einen Tag mit seinem Freunde, dem Lieben, so lang entbehrten, verleben zu können! —

So ging's! die Hôtelrechnung wuchs zwar durch diese Manipulation riesig an, aber das Decorum ward gewahrt.

In der That merkte weder des Doctors Freund, noch sonst jemand das Verhängniß des doctorlichen Geldbeutels. Gleich nach dem gemeinsam eingenommenen Diner, das der Oberkellner heute unaufgefordert auf des Gelehrten Conto setzte, wurde eine Deputation des Armenrathes gemeldet, welche sich einfand, um dem edlen Spender nochmals und in feierlicher Weise für seine Gabe zu danken. Der Freund stand hoch erhobenen Hauptes neben ihm. Es war ein weisevoller Moment. —

Die Absage des zweiten Vortrages wurde zwar lebhaft bedauert, doch fand man es selbstverständlich, daß der Vortragende sich unter den obwaltenden Verhältnissen Schonung auferlegte. Um den Abend dennoch angenehm zu verbringen, bestellte Walsler zwei Theaterplätze für sich und den Gefeierten.

„Ich sonne mich in deinem reichen Glanze,“ sagte er.

„Thue das!“ lächelte der Doctor. „Ich komme mir trotzdem dabei sehr arm vor.“

„Das ist die wahre Größe!“ versetzte der Freund mit Hochachtung.

Nach dem Souper, bei welchem einige Flaschen Rheinwein die gute Laune erhöhten, nahmen die Freunde Abschied. Walsler wollte es sich um keinen Preis nehmen lassen, morgen früh mit auf den Bahnhof zu fahren, um ihm dort ein letztes Lebewohl zu sagen. Aber der Doctor verbat sich das kategorisch. Walsler dürfe sich nicht aus seiner Morgenruhe stören lassen. Er versprach, von F. hieher zurückzukehren und ihm noch einen Tag zu schenken.

Walsler war von diesem Freundschaftsbeweise hoch entzückt und der Doctor war froh, ohne Zeugen abreisen zu können; mußte er doch ganz bescheiden dritter Classe fahren.

In F. hatte der Vortragende zwar nicht den gleichen Riesenerfolg zu verzeichnen, wie in C., immerhin aber konnte er mit seiner Aufnahme zufrieden sein. Und als ihm nach Schluß der Vorlesung ein Comitésmitgeld das bedungene Honorar von hundertundfünzig Mark überreichte, griff er beinahe zu hastig darnach. Das sollte sein Christbaum sein!

Wieder mußte er eine bis lange nach Mitternacht währende Kneiperei mitmachen, aber er amüsierte sich köstlich und schlief dann so gut, daß er beinahe den um 10 Uhr durchfahrenden Schnellzug veräumt hätte.

Sein „Christbaum“ war hier schon durch die beglichene Rechnung etwas entleert worden. Wenige Stunden später traf er wieder im „Elephanten“ zu C. ein, natürlich schon erwartet von seinem Freunde. Wieder ward dinirt, soupiert, eine Spazierfahrt gemacht, Abends das Theater besucht, und dabei fanden es Kellner und Kutscher für ganz selbstverständlich, daß der so Geehrte bezahle. Walser, dessen Intervention früher zurückgewiesen worden war, machte keinen Versuch mehr, sich einer neuen Ablehnung auszusetzen. So kam es, daß im Gefolge der fröhlich verlebten Stunden eine lange Hotelrechnung erschien, so lang — ach, nennen wir keine Summe! Viel wissen macht Kopfweh, und dem Doctor that in der That der Kopf weh. Schon im Begriffe, in den Hotelwagen zu steigen, hielt ihn noch der Hausdiener mit den Worten zurück:

„Herr Doctor, verzeihens, ich hab Se dee Droschke verkehrt.“

„Recht!“ sagte der Doctor, der den Sinn dieser Worte nicht verstand. Er mochte wohl glauben, der Hausdiener habe etwa eine Droschke abbestellt, weil er den Hotelwagen benutze.

„Ich hab Se dee Droschke verkehrt!“ rief der Mann nun etwas bestimmter

„Ich habe ja auch keine nöthig,“ sagte der Doctor.

„Hier haben Sie ein Trinkgeld für ihre Mühe.“ Damit reichte er ihm etwas Kleingeld.

„See, nec,“ versetzte der Sachse, „ich hab Se dee Droschke verkehrt, hören Se, bezalt hab ich dee Droschke, ueulich, wie Se gefälligst angekommen sind in der Mitternacht und doch nicht angekommen sind. Die Droschke war Se pünktlich uff dem Bahnhof! ihr kutester Herr Freund dahier hat mer das strenge befohlen.“

Die Droschke kostete abermals einen Thaler. Und in jener Nacht hatte er höchsteigenhändig sein Gepäck durch Wind und Wetter in's Städtchen geschleppt!

Jetzt kam noch ein letzter Kampf. Es galt, den Freund abzuschütteln, der ihm durchaus das Geleite geben wollte. Was brauchte der zu wissen, daß der so viel Geseierte wie ein ganz ordinärer Reisender sich's abermals mit der III. Classe genügen ließ? Es war ein harter Kampf, den er zu bestehen hatte, aber endlich ging er doch siegreich daraus hervor. Ein herzlicher Kuß, eine kräftige Umarmung, ein lautes, letztes Lebewohl und — der Freund blieb zurück.

Auf der kurzen Fahrt zum Bahnhof sah sich der Doctor wie ein echter Wohlthäter verehrt, überall hochachtungsvollst gegrüßt. In gehobener Stimmung und voll Selbstbewußtsein dankte er. Dieses Selbstbewußtsein kam aber stark in's Wanken, als er auf dem Bahnhofe anlangte.

Der Expeditor wollte ihn durchaus nicht verstehen, als er ein Billet III. Classe verlangte; der Höteldiener konnte nicht begreifen, warum er durchaus sein Gepäck selbst zum Wagen tragen wollte, und als das Signal zum Einsteigen gegeben wurde, da beeilte er sich, ein Coupé für Nichtraucher zu erobern.

Schon war der Zug zur Abfahrt fertig, da erschien auf dem Perron der Vorstand des Armenrathes mit einer Schaar Kinder.

„Wo ist Herr Dr. Weiß? Herr Dr. Weiß! Herr Dr. Weiß!“ so rief es den Zug entlang. Da wurde das Zeichen

zur Abfahrt gegeben. Die Kinder schwenkten Mützen und Tücher und riefen unisono ein lautes „Vivat!“ dem abgehenden Zuge nach.

Der Doctor aber hatte sich fest in die Ecke gedrückt. Er athmete erleichtert auf, als er die Bahnhofshalle hinter sich hatte. Dann rief er:

„Der Herr bewahre mich vor meinen — doch nein, er bewahre mich vor künftigen Vorlesungen. Schwiegerpapa, Dein Rechenexempel wird mich vernichten!“ —

Zur selben Stunde lasen Frau und Elternpaar mit Stolz im Hauptblatte eine von Walser herrührende Notiz über des Doctors Vortrag, welche von dem großen Erfolge Zeugniß gab, den derselbe errungen.

Der Tag der Heimkehr war auch der Geburtstag der jungen Frau. Doch hatte man den Doctor, der schon am Mittag eintraf, erst am Abend mit dem Courierzug erwartet. Mit schmerzenden Gliedern, gepeinigt von heftigem Kopfweh und starkem Katarrh kam er an. Doch als er seine hübsche Frau umarmte, vergaß er alle Schmerzen, selbst den Mangel an Kleingeld, um den Kofferträger zu bezahlen.

Der Schwiegervater ordnete das.

„Darf ich die Plüschjacke holen lassen?“ fragte die Schwiegermutter, als sich ihre Tochter auf einen Augenblick entfernt hatte.

„Noch nicht, Mama,“ entgegnete der Doctor rasch. „Ich möchte meine Frau zuvor das erste Geschenk genießen lassen, das ich ihr heute gebracht, nämlich mich selbst; alles andere kommt — ein ander Mal. Heute gestattet es das bewußte x nicht.“

„Du bist doch nicht ganz ohne x gekommen?“ fragte der Mathematiker.

„x ist gleich niz!“ entgegnete lachend der Doctor, und er erzählte während des Mahles seine Reiseerlebnisse, die ganz besonders den Mathematicus höchlich ergötzten.

„Was hab' ich gesagt?“ rief dieser mit triumphirender

Wiene. „Aber das thut nichts, Adalgunde erhält von mir das bewußte Geschenk. Die Hauptsache ist, daß Du wieder gesund zurück bist! Der Courierzug, mit dem Du reisen wolltest und mit welchem wir Dich auch erwarteten, blieb, wie die soeben ausgegebene Zeitungsnummer unter ihren



Telegrammen berichtet, im Schnee stecken und muß ausgeschaufelt werden. Der glückliche Umstand, der Dich vor diesem Ungemach bewahrte, indem er Dich zwang, mit dem Postzuge zu fahren, war das x.“

„So lassen wir das x leben!“ rief die junge Frau, indem sie die Gläser mit duftendem Rheinwein füllte.

Die Mutter drohte zwar mit dem Finger, aber sie stieß doch mit an; nur meinte sie:

„Wie kann man ein x, das nix ist, leben lassen?!“

„Verzeihung, Frau Schwiegermutter,“ bemerkte der Doctor, „für was wäre meine Adalgunde die Frau eines Philosophen? Es gibt kein x, das „nix“ wird; etwas bleibt von allem: die Erinnerung! Sei sie nun freundlich oder peinlich. Mein x ist allerdings eine von jenen Erinnerungen, die mich deshalb am besten amüsiren, weil sie sich auf Erlebnisse beziehen, die — vorüber sind. —



Noch ein Umsturz.

Eine Plauderei von Hugo Klein.

Der Umsturz, um den es sich hier handelt, ist keine Revolution, bei welcher Throne in's Wanken gebracht und Kronen in Trümmer geschlagen wurden. Ich will nur von der Revolution sprechen, die sich in der Welt des — Kinderspielzeugs vollzogen hat. Diese Welt ist eine andere geworden, es erging dem Mikrokosmos wie dem Makrokosmos . . . Wir Großen waren so genügsam, als wir klein waren! Nur mit Wehmuth können wir an Puppe und Hampelmann, an die struppigen, grünen Bäume, an die steifen Bleisoldaten zurückdenken, welche unsere Glückseligkeit ausgemacht haben. Wie köstlich haben wir uns mit dem einfachen Spielzeuge unterhalten, wie herrlich erschienen uns diese Schätze, die wir unter dem Weihnachtsbaum gefunden haben. Die Kinder unserer Zeit haben für diese ärmlichen Dingerchen nur ein Lächeln . . . sagen wir es gerade heraus, ein Lächeln der Verachtung . . . Durch die Kinderstube pufet in unseren Tagen die Locomotive mit

ihrem Eisenbahnzug, da reiten Jockeys auf ihren Rincsems durch die Bahn, Bicyklisten suchen ihnen den Vorrang abzugewinnen, Hänschen fragt die Grete durch sein kleines Telephon, das aus einem Zimmer in das andere reicht, ob sie ein Butterbrot haben wolle. „Halloh! Halloh! . . . Willst du ein Butterbrot haben? Es ist dut, sehr dut . . . Oder einen Zuttertuchen? Ist auch sehr dut . . . Der Zutterbätter hat auch Trapsen debracht, aber Mama will uns teine deben . . . Schuß!“ Kling-kling! . . . O Kinder, o Jugend, wie seid ihr verwandelt!

Eine neue Welt bietet sich unserem Auge dar, wenn wir vor den Auslagefenstern der Spielwaarenhandlungen stehen bleiben. Vor einem solchen Fenster in Wien sieht man eine vollständige — Praterfahrt. Ja, bequemer können es unsere Kinder wahrlich nicht haben, als daß man ihnen die ganze berühmte Praterfahrt vom 1. Mai in das Haus bringt. Und sie ist täuschend nachgeahmt. Vor Allem der Schauplatz, die bekannte „Nobel-Allee“. Dann die „Mitwirkenden“ . . . In drei, vier Reihen fahren die Kutschen, Karossen, Fiaker und fecken „Zeugl“ an uns vorüber, in den offenen Wagen sitzen die Damen in den hellen Frühjahrsstolletten, auch die Herren nach dem neuesten Modejournal gekleidet. Da fährt eine Hofequipage . . . stadtbekannte Mitglieder der Aristokratie wie die Fürstin Pauline Metternich und eine Anzahl übermüthiger Cavaliere sind porträtähnlich nachgebildet. Da sind die nicht minder bekannten Turf-Bouquetieren in den gewohnten Farben, die „Gigerl“ oder Modestutzer von Wien, die ihnen den Hof machen. Rechts und links von der Allee, auf den Gehwegen, hat das schaulustige Publicum Aufstellung genommen, man sieht hier Neugierige aller Art, von der Vorstadtfamilie, die mit Kind und Kegel erscheint, bis zur böhmischen Amme an der Seite ihres Infanteristen und den Dienstmännern mit ihren Abzeichen. Und wenn es Abend wird, leuchten dem Wilde in Miniatur-Laternen Gasflammen

— man kann die Copie der Wirklichkeit nicht weiter treiben. So gut haben es unsere Kinder! Eine ganze Praterfahrt! Die Väter waren froh, wenn sie einen rohgezimmerten Wagen über die Gartenwege rollen lassen konnten!

Ja, das Kinderspielzeug macht auch jede Mode mit, welche in der Welt der Großen herrscht. Jedes Gretchen muß heute schon unter den Möbelleinrichtungen ihres Hauses ihr „altdeutsches Speisezimmer“ haben. Die Renaissance der Gebrauchsstücke früherer Jahrhunderte macht sich auf den Spielplätzen unserer Kleinen auf Schritt und Tritt geltend. Man sehe doch diese Miniatur-Tassen, diese Teller — altes Porzellan, alte Zeichnungen, mittelalterliche Sprüche als Kundschrift! Diese Bierkrüge — so klein sie sind, man könnte glauben, sie stammten aus der Zeit des (Viliput-) König Gambrinus.

Etwas ganz Außerordentliches auf dem Gebiete dieser Modenarrheiten bot die Sammlung von Kinderspielzeug, welche vor einigen Jahren die Schauspielerin Madame Ugar in Paris ausstellte. Das Ganze zeigte das Innere eines holländischen Hauses in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Wir sehen vor Allem ein winziges Bett, dessen Baldachin durch graziose kleine Säulen getragen wird. Die Vorhänge sind aus schwerer alter, mit Tordeln und Franzen eingefäumter Seide; der Baldachin ist durch einen vergoldeten Adler gekrönt. Die Hauptfigur unter den Puppen, die Mutter des Hauses, welche kaum ihre Niederkunft überstanden hat, ruht im Bette, das müde Haupt in die Kissen gedrückt, das Gesicht ist durch die Spitzen ihres Häubchens halb verborgen. Unweit vom Bette sitzt die Amme in ihrem geblumten Rocke auf einem Schemel. Ein reiches Geldtäschchen aus schwarzem Sammt, mit silbernem Schloß, vermuthlich ein Geschenk, hängt an der Seite vom Gürtel herab. Unter ihren Füßen — sehen wir eine hölzerne Wärmflasche. Da es die Dame bei den Pflichten, die sie

zu erfüllen hat, bequem haben wollte, legte sie Leibchen und Mieder ab — das Letztere steht, steif wie eine Rüstung, mit feinen Holzstäben und eisernen Schienen neben ihr, man kann da mit aller Muße das getreue Conterfei dieses Marterinstrumentes aus dem vergangenen Jahrhundert bewundern. Die linke Hand der Amme ruht auf der schaukelnden Wiege, in der sich der Säugling befindet, die andere Hand schwingt ein buntes Band in der Luft, um die Aufmerksamkeit des Kindes zu fesseln. In einem bauchigen Schranke befindet sich die prächtige Wäsche-Ausstattung des Säuglings. Nebenan befindet sich eine Presse für die Wäsche, weiterhin ein prächtig ausgestatteter Toilettetisch. An dieses Schlafgemach reihen sich noch zahlreiche andere Räumlichkeiten, Speisesäle, Empfangszimmer u. s. w. an, alles mit stilvoller Einrichtung nach dem Geschmacke der Zeit. Es würde uns zu weit führen, alle diese und anderen Herrlichkeiten zu beschreiben, welche da aufgestapelt sind, genug an dem, daß uns diese liliputanischen Interieurs ein geschichtlich treues Bild eines mit künstlerischem Geschmace ausgestatteten, vornehmen holländischen Hauses im vergangenen Jahrhundert zeigen. Der Schatz der Frau Agar erregte in Paris, wo er, wie bereits erwähnt, eine Zeit lang ausgestellt war, Aufsehen. Vor den Glascheiben der Ausstellungskaften drängte sich tagelang die Kinderwelt der Seine-Stadt und man konnte da manches interessante Gespräch belauschen. Eine Mutter fragte ihr kleines sechsjähriges Töchterchen, was sie vorziehen möchte, die vielen schönen Puppen in diesem Zimmer, oder die vielen schönen Einrichtungsgegenstände. Die Kleine brauchte lang, um ihre Wahl zu fassen; dann flüsterte sie der Mama heimlich zu: „Ich hätte das schöne Spielzeug lieber; aber sage den Puppen nichts davon.“

Das charakteristische Spielzeug unserer Zeit ist das wissenschaftliche. Wir sehen in den Kinderstuben Pumpen, Pressen, Locomotive, elektrische Maschinen, galvanoplastische

Apparate, (durch welche die Kleinen sehr hübsche Blei-Medaillen gießen können), Tramways, Stereoskope, Automaten aller Art. Für wenige Groschen sind heute dem letzten Mann im Volke für seine Kinder mechanische Kunstwerke zugänglich, die früher in Spielwaarenhandlungen überhaupt nicht zu finden waren und nur höchst selten durch besondere Meister für irgend ein Fürstenkind mühevoll und zu unglaublichen Preisen gefertigt wurden. Von einem solchen „Wunderwerk“ früherer Zeiten wird auch in der Grimm-Diderotschen Correspondenz erzählt, und ich will den Bericht hier wiedergeben, weil er eine schmunzige Pointe hat. Der Herzog von Penthièvre machte im Jahre 1782 seiner Enkelin, dem Fräulein von Orléans (Tochter Philippe Egalité's), ein Weihnachtsgeschenk, das er in Paris entdeckt hatte. Das Geschenk war ein schmuckes, kleines Palais; wenn man an einen Knopf drückte, öffneten sich alle Fenster und es erschienen in denselben eben so viele reizend costimirte Puppen. Dieses Spielzeug, welches der Prinzessin nach dem Kloster von Belle-Chasse gesandt wurde, wo man sie erzog, bildete bald den Gegenstand der Bewunderung für alle frommen Schwestern, die sich versammelten, um es in Augenschein zu nehmen. Besonders eine der jüngsten Nonnen wollte alle Details kennen lernen und fand schließlich einen zweiten Knopf, dessen Bestimmung Niemand kannte. Sie drückte mit dem Finger darauf und — o Entsetzen! die anmuthigen Puppen verschwanden und wurden im Augenblicke durch abschreckende Teufelsfräzen ersetzt. Die Einrichtung war sehr groß, aber selbst die Erzieherin der Prinzessin (Me. de Genlis) mußte über den Streich lächeln, welchen da der Böse den Frommen gespielt. Man wollte den Verkäufer des „Kunstwerks“ zur Rechenschaft ziehen, aber es erwies sich, daß auch er in Unkenntniß der Verwandlungsfähigkeit seiner Waare gewesen war. Der Erzeuger war der Schelm und dieser konnte nicht ermittelt werden.

Außer dem wissenschaftlichen gibt es in unseren Kinderstuben noch mancherlei Spielzeug, welches kennzeichnend für unsere Zeit ist. Sie kennt sogar das politische Spielzeug und es wäre interessant, festzustellen, wie viele „Bismarcks“ — natürlich mit den historischen „drei Haaren“ — in den letzten zwanzig Jahren in deutschen Spielwaaren-Fabriken gefertigt wurden. Gewiß ein „reizendes“ Spiel aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist eine Erfindung Nürnberger Fabriken: „Stock-Exchange, Börsenspiel für große und kleine Kinder.“ Bei seinem Erscheinen wurde es in allen Zeitungen angekündigt, heute sind die Kundmachungen überflüssig geworden, es hat sich bereits „eingebürgert“. Unsere Kleinen befassen sich mit der „Hausse“ und der „Baïsse“, sie machen vielleicht sogar Lombardgeschäfte, die Arbitrage ist ihnen — Kinderpiel . . . Beschämt denken wir an das Schaukelpferd zurück, das uns, den Vätern, in der seligen Jugendzeit so viele freundige Stunden bereitet hat; damals gab es freilich nichts „Verfrachtes“ . . . Aber unsere heutigen Jungen „spielen“ — auf der Börse!

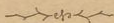
Die französischen Spielwaaren haben eine Zeit lang den Markt beherrscht, seit der Begründung des deutschen Reiches aber, welche dem Handel und der Industrie zu neuem Aufschwung verhalf, hat das deutsche Spielzeug sein früheres Uebergewicht wiedererlangt, ja, die Franzosen sogar auf französischem Boden geschlagen. Millionen hölzerner Schafe, Lämmer, Katzen und Pferde werden aus dem Schwarzwald nach Frankreich eingeführt und verdrängen dank ihrer niedrigen Preise die Erzeugnisse der französischen Spielwaarenfabriken in den Vogesen. Hamburg, Nürnberg und Berlin haben sich mit ihren Puppen die französischen Bazare erobert. Nürnberg liefert auch ein ganzes Regiment Bleisoldaten mit Gepäck und Artilleriepark (nach dem System Krupp) zu demselben Preise, als die französischen Fabriken ein einziges Bataillon afrikanischer Chasseurs beistellen.

Natürlich sinnen und sorgen jahraus, jahrein hunderte

von Köpfen, um auf dem Gebiete der Spielwaaren, das sich immer mehr und mehr erweitert, Neues zu erfinden. Eine Idee wiegt oft ein Vermögen auf. So ist ein schlichter Arbeiter in Paris, dank einem erfinderischen Gedanken, in wenigen Jahren zum Millionär geworden. Es handelte sich dabei um die Verwerthung alter — Sardinienbüchsen. Der Arbeiter, der in einer Spielwaarenfabrik beschäftigt war, erschien eines Tages bei seinem Brotgeber und erbot sich ihm gegen die Theilung des Gewinnes zu einem neuen, großartigen Unternehmen zu verhelfen. Seine Bedingungen wurden angenommen, der arme Mann zog eine alte Sardinienbüchse aus der Tasche und demonstirte ihre Verwendung. Er hatte aus der untern Platte einen Krieger hoch zu Kos herausgedrückt, die Seitentheile der Büchse wollte er zur Herstellung kleiner Eisenbahnwaggons, Tramwaywagen, Velocipèdes u. s. w. verwendet sehen. Der Gedanke wurde aufgegriffen und durchgeführt und heute steht die betreffende Fabrik, welche zweihundert Arbeiter beschäftigt, jährlich zwei Milliarden Stück Spielzeug, hergestellt aus alten Sardinienbüchsen, welche zur Befreiung vom Zinnloth nur das Feuer passiren müssen, in die Welt. Bemerkenswerth ist dabei, daß das wohlfeile Material der Fabrik noch immer von den — Lumpensammlern von Paris beigelegt wird. Die Köchinnen werfen nach wie vor die scheinbar werthlosen Sardinienbüchsen zu den häuslichen Abfällen und erst der Chiffonier sammelt sie für die Zwecke der Industrie.

Eine andere, gleich kostbare Idee bildete die Herstellung von Spielwaaren, namentlich von Puppen, aus Kautschuk. Im Allgemeinen herrscht auch in der Welt des Spielzeugs derselbe Kampf um's Dasein, wie in der großen Welt, die sie nachbildet. Ein „Artikel“ verdrängt den andern, verschwindet und erscheint wieder, je nachdem er in dem Wettlauf um die Gunst der kleinen Liebhaber Sieger bleibt. Manche Neuheit hat nur eine Existenz von Tagen — wie das schreckliche „Tri-Tri“, welches die Welt mit seinem

Lärm erfüllte, um nach einer erstaunlich kurzen Frist für immer zu verstummen . . . In allem Wechsel der Lage und Moden behaupten indessen zwei Gestalten aus der Welt des Spielzeugs siegreich ihre Stellung: Puppe und Hampelmann. Der Hampelmann ist noch mit aller alten Einfachheit in allen Kinderstuben willkommen, die Puppe freilich — nach dem Vorbild des Weibes geschaffen, das immer wandelbar ist — hat sich den veränderten Zeiten vorzüglich angepasst. Sie sagt heute schon Papa und Mama, sie hat ganze Wäscheausstattungen und Roben für jede Gelegenheit, sie besitzt kleine Claviere und bewegt die Augen, von anderen Künsten und Fertigkeiten, deren sie sich rühmen kann, ganz abgesehen. Sie trägt Sammt und Seide, Hüte nach der letzten Façon und mit wogenden Straußfedern. Unsere Zeit ist die der „reichen Puppen,“ das kommende Jahrhundert wird vielleicht die „emancipirte Puppe“ bringen; aber die Puppe behauptet das Feld. Sie bleibt die Königin unter den unzähligen Gestalten der Spielwaarenwelt bis an's Ende. Man fand sie unter den Trümmern von Herculaneum und Pompeji und kommende Milliarden kleiner Mädchen werden sie bis in endlose Zeiten schmücken und mit kindisch-süßen Wiegenliedern in den Schlaf singen . . .



Die Liebe des spanischen Volkes für Poesie.

Von E. Schmidt-Weissenfels.

Hu den anmuthendsten Eigenarten des spanischen Volkes gehört seine Liebe für Poesie und die Pflege derselben von Hoch und Gering. Nirgends, darf man behaupten, hat die Dichtung eine so nationale, mit dem innersten wie mit dem geselligen Leben so eng verwachsene Bedeutung wie in dem sonnigen Lande jenseits der Pyrennäen. Drama, Epos, Lyrik sind da gleichmäßig in populärer Geltung.

Das Theater gehört wie die Arena für die Stierkämpfe zu den Bedürfnissen des Volkslebens; oft die letzte Beseta wird leichtmüthig dafür hingegeben. Die nationalen Dichtungen, alte wie neue, sind wahrhaft in Fleisch und Blut des Spaniers übergegangen, leben in seinem Herzen, in seinem Kopfe, in seinem Munde. Er kennt die Hauptdramen von Calderon und Lope, er kennt häufig die Verse mancher Stücke auswendig. Kein Hirt in der einsamen Wüstenei, welche den größten Theil des inneren Spaniens bildet, der nicht von dem großen Cervantes und seinem Roman Don Quixote etwas zu sagen wüßte. Er kann nicht lesen, aber von Kindheit an hat er von Don Quixote und seinem Dichter erzählen gehört, Stellen daraus citirt vernommen und sie sich gemerkt. Der Spanier hat dafür ein besonders gutes Gedächtnis. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, die zufällig zusammengekommen sind, wie etwa in einem Post- oder Eisenbahnwagen, in ihr Geplauder Stellen aus einem Capitel des alten, volksthümlichen Romans des Ritters von der traurigen Gestalt, seines Dieners Sancho Panza und seiner Dulcinea einflechten, auf welche ein Anderer sogleich mit der Fortsetzung des Textes antwortet. Ebenso kennt man auch die Lieblingswerke aus der Feder neuerer Dichter. Vor jedem Theater werden mit dem Zettel die gedruckten Texte eines neuen Stückes für einige Realen verkauft und es ist Gewohnheit der Besucher, sich ein Exemplar zu erwerben, um es mit nach Hause zu nehmen und da mit Aufmerksamkeit zu lesen. Im Theater verfolgt man oft nicht den Gang des Stückes; man macht da in den Logen seine Besuche, plaudert mit Bekannten und gibt nur auf die Hauptscenen einige Acht. Gefällt indessen die Novität, so wird sie nicht nur durch den lautesten Beifall im Theater geehrt, sondern man wiederholt auch die schönen Stellen daraus und macht sie dadurch mehr und mehr populär.

Hat so die dramatische Poesie der Spanier von der Zeit ihrer hohen Blüthe im siebzehnten Jahrhundert her bis

zu der Gegenwart ihre innige Verbindung mit dem Volksdenken, so wird der Lyrischen noch mehr Aufnahme in daselbe gewährt und dies beweist den stark entwickelten Sinn für Poesie beim Spanier, für romantische Verklärung des Wirklichen, des alltäglichen Lebens. Nicht, wie anderwärts, daß das eigentliche Volkslied der Ueberlieferung diesem Sinne Genüge leistet; sondern es ist vielmehr in der allgemeinen und mit Eifer betriebenen Pflege der Kunstpoesie der Fall. Ueberall, in Nord und Süd, gibt es in den Städten Akademien und „Ateneos“, größere und kleinere Gesellschaften für den Cultus der Poesie, die durch ihre Zahl wie durch ihre Bedeutung im öffentlichen Leben als ein eigenartig spanisches Cultur- und Sittenbild erscheinen.

In Catalonien sind solche Gesellschaften zunächst wesentlich zur Pflege der dort und im südlichsten Frankreich erhalten gebliebenen provenzalischen Sprache bestimmt. Der Catalonier ist stolz auf sein uraltes Volksthum, das er in dem allgemein spanischen Begriff nicht aufgehen lassen will, und mag auch seine dem Lateinischen am nächsten geliebene Sprache nicht von der schon mehr entarteten castilianisch-spanischen verdrängt wissen. Andererseits entspricht die Thätigkeit dieser Gesellschaften dem alten volkstümlichen Cultus der Minne und Poesie, der schon zu den Zeiten des Gothenreiches in Blüte stand und im Mittelalter an den Höfen der Großen in den Wettgefangen der Troubadours zum Ausdruck gelangte. Darnach sind die „juegos florales“ gebildet worden, Blumenpreisspiele für poetische Leistungen in provenzalischer Mundart. Dichten nach Art der Troubadours zielt einen Menschen jenseits der Pyrenäen in Aller Augen und daher gibt es zahllose Poeten daselbst, denen ihre Kunst, wenn auch brotlos, doch ein schöner Selbstzweck ist, ein Geschenk des Himmels, das ihnen eine reine Freude gewährt und mit dem sie nur ihren Angehörigen, Freunden, gleichgesinnten Genossen, höchstens noch ihren nächsten Landsleuten einen dankbar aufgenommenen Genuß bereiten wollen.

Alljährlich ergeht ein Aufruf der Akademien oder Ateneos ins provençalische Sprachland, sich mit Gedichten, meist zu Ehren der Liebe, um die altüberlieferten Blumenpreise zu bewerben. Hunderte antworten darauf mit Einbringung ihrer Verse an die Prüfungscommission. Drei Preise sind immer ausgesetzt für die drei Aufgaben, welche gestellt werden und deren beste oder gefälligste Lösung den Sieg erringt. Vaterland, Ehre, Treue, Liebe, oder auch eine Culturfrage, eine Unsitte, ein geschichtliches Ereigniß sind die Aufgaben; Oden, Romanzen oder Lieder die Formen, in denen sie zur Lösung gestellt sind. Immer aber ist es die Verherrlichung der Liebe, welcher der erste der Preise zuerkannt wird, der in einer natürlichen frischen Rose besteht, während die zwei anderen Preise künstliche Blumen aus Gold und Silber bilden.

Im Monat Mai findet die Preisvertheilung in der Hauptstadt Cataloniens, in dem schönen, heiter am Meere gelegenen Barcelona statt. Es ist nur das Fest einer Privatgesellschaft, eines literarischen Vereins; aber so allgemein und groß ist das Interesse an seinem Zweck und an seiner Bedeutung, daß die ganze große Stadt daran theilnimmt, das ganze Land an dem bestimmten Tage nur mit diesem Fest und seinem Verlaufe sich in Gedanken beschäftigt. Wer kann, eilt zu Wagen oder zu Fuß, führt ihn die Eisenbahn nicht dahin, nach Barcelona, das in seiner Hauptstraße, der schattigen Rambla, wo das Theater und das Ateneo sich befinden, mit Flaggen, Blumen, Laubgewinden und Teppichen an den Fenstern und Balconen geschmückt ist. Aufzüge junger, weißgekleideter Mädchen mit Blumen in der Hand bewegen sich über die Straßen zu dem Haupteingang des Festhauses, der Casa Lonja, um da für die Eintretenden Spalier zu bilden. Rauschende Militärmusik geht einer lieblichen Kindergestalt voraus, welche eine Lyra in der Hand hält, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte trägt, und die Muse der Poesie vorstellt. Als solche ist sie wohlgekannt

und hochgeehrt von Jedermann auf der Straße: vom Winzer, der auf seinem zweirädrigen Karren, den Maulesel davor, an dem die Ziegenfellbeutel mit Wein hängen, sein Weib in die Stadt gefahren hat und bei Seite auf dem Straßendamm mit dem Gefährt und dessen Gepäck hält; vom Soldaten, der in seinen Bastfandalen, die Cigarrette im Munde, durch die Menge schlendert; vom Guardia civil, dem altfränkisch uniformirten Gendarm mit dem Dreispitz auf dem Kopf, welcher für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung aufgestellt ist.

Zur festgesetzten Stunde füllt sich der große Saal, in dem die Festlichkeit vor sich gehen soll. Ein Flor von Damen füllt den Haupttheil des Raumes, die Herren nehmen ihre Plätze ein, alle Welt in festlicher Kleidung, die Damen mit frischen Blumen im Haar und in der nationalen weißen Mantilla. Die Bornehmsten des Landes lassen nicht auf sich warten; es kommen auch der Generalcapitän und der Gouverneur, der Bischof und die Alcalden von Barcelona. Die dunklen Augen der schönen Mädchen, welche einen Ehrenplatz einnehmen, blitzen; um sie herum funkelt es von goldstrotzenden Uniformen und ganzen Plejaden spanischer Ordenssterne darauf. Ein Orchester spielt auf und damit beginnt das Fest.

Auf einer Estrade haben der Präsident des Vereins und die Mitglieder des Preisgerichts Platz genommen. Nach der musikalischen Einleitung hält der Präsident seine Rede. Er wäre von schlechter Beredsamkeit für spanische Auffassung, wenn er nicht durch schwingvolle Sätze, schöne Ideen und melodisch tönende Worte sein Publicum in Begeisterung zu versetzen vermöchte. Salven von Beifallgeklatsch danken ihm dafür. Dann wird der Briefumschlag desjenigen geöffnet, der des ersten Preises, dem der rothen Rose, für würdig erklärt worden ist. Unter athemloser Spannung erwartet man den Namen des neuesten Catullus und die Wände der säulengetragenen Halle widerhallen

dann von Jubelruf, wenn der Glückliche genannt ist. Gewiß wird er zugegen sein, ist vielleicht von weit her gekommen, um dem Feste beizuwohnen. Nun wird er der erste Held desselben, eilt auf die Estrade und empfängt den Siegespreis aus den Händen des Präsidenten.

Neue, erwartungsvolle Spannung. Denn nach altem Brauch muß der Gekrönte seine Rose einer der Schönen im Saale geben, die dadurch zur Königin des Festes erhoben wird, als Muse der Poesie demselben in seinem weiteren Verlaufe vorsteht. Er trifft seine Wahl, hat sie süßen Ahnens voll vielleicht schon vorher getroffen, und bringt ihr das Sinnbild der Liebe, führt sie aus der Reihe ihrer jungfräulichen Genossinnen hocherglühend auf den errichteten Thron in der Mitte der Estrade, und ihres Ehrenamtes ist es nun, die beiden anderen Preise an die Sieger zu ertheilen. Derartig gewinnt das anmuthige Fest förmlich den Charakter eines altprovençalischen Liebeshofes. Jeder der gekrönten Dichter muß sein Gedicht vortragen und sich damit durch die Versammlung seinen Sieg bestätigen lassen. Alle im Saale stehen unter einer begeisterungsfreudigen Stimmung, welche aus der Freude an Poesie, an ihrem so würdigen und von so lebhafter Theilnahme des Volkes geweihten Kultus, wie auch aus nationalem Stolz auf das altcatalonische Fest entquillt. Denn wie durch eine magnetische Leitung theilt sich die Begeisterung der im Saale Versammelten der dicht gedrängten Menge mit, welche vor demselben und auf der Straße des Ergebnisses der Preisvertheilung harret. Bald nennt ganz Barcelona die Namen der Sieger und verkündet der Telegraph sie in allen Orten Cataloniens. Dieser Tag gehört der Poesie; ihr zu Ehren wird er in Barcelona mit großem Bankett und Ball geschlossen.

Ähnliche Feste, nur nicht so regelmäßig, werden auch im südlichen Spanien, in den andalusischen Städten gehalten und auch dort Blumenspiele genannt. In gewisser Art ist der poetische Sinn der Bevölkerung daselbst noch allgemeiner

und lebhafter auf Aeußerung bedacht, wie im Norden des Landes. Leute, die aus dem Stegreif in Versen sprechen, sind da nichts Ungewöhnliches; in Sevilla und Granada gilt dies als eine geschmackvolle Zierde des geselligen Unterhaltungsverkehrs und die Mädchen erwarten es von ihren Verehrern, poetisch angeschwärmt zu werden. Auch darin, wie in so Vielem der Sitten und der Lebensweise, bezeugt sich die Nachwirkung der früheren arabisch-maurischen Herrschaft in Andalusien. Den spanischen Arabern war die Poesie zum Genuß des Lebens nothwendig. Keines Edlen Haus, an dessen Wände nicht außer Koransprüchen Verse der nationalen Lieblingsdichter unter zierlichen Arabesken angebracht waren. Die Schönheit eines Mädchens zu besingen, bildete einen Wettstreit der spanisch-arabischen Poeten; ein Gedicht genügte, alle feurigen Jünglingsherzen in ganz Andalusien für die Gefeierte zu begeistern. Durch hübsche Verse errang sich mancher Christensclave seine Freiheit, rettete manch Verurtheilter sein Leben. Gewiß, daß solches Ansehen und solch großer Cultus der Poesie von jenen Zeiten her im Sinn des Volkes sich erhalten haben. Sie äußern sich in den Ateneos durch die regelmäßigen Feierlichkeiten, welche da zu Ehren der Geburtstage der berühmten spanischen Dichter gehalten werden, und ebenso durch Veranstaltungen von Preisbewerbungen für Gedichte, wozu ein Aufruf an alle spanischen Poeten ergeht. Die Zuerkennung der goldenen und silbernen Blumen an die drei Sieger erfolgt unter demselben großen Gepränge und der Theilnahme der ganzen Bevölkerung, der höchsten Beamten und Geistlichen, wie in Barcelona. Die drei schönsten Damen der Stadt präsidiren auf einer mit Blumen gezierten Tribüne der sinnigen Festlichkeit.

Wurde schon darauf hingewiesen, daß kein Gedenktag der älteren nationalen Dichter, der Lope de Vega, Calderon, Moreto, Marcon, sich wiederholt, ohne daß eine Feier zu ihrem Andenken, sei es in jenen Ateneos, sei es durch

Aufführung eines ihrer populären Werke in den Theatern stattfindet, so werden die lebenden Autoren ebenso eifrig geehrt und öffentlich ausgezeichnet, erringen sie durch eine neue Arbeit einen durchschlagenden Erfolg, oder wendet die öffentliche Gunst sich ihnen wegen ihrer längst sich erworbenen Verdienste einmal zu. Es gibt ja auch in Spanien dichterische Verdienste, die viel Zeit brauchen, ehe sie die öffentliche Anerkennung finden, oder denen das Glück lauten Erfolges überhaupt nicht lächeln will. Aber wenn es der Fall ist, so wird die Auszeichnung doch durch ihren volksthümlichen Charakter bedeutungsvoll. Hat die südliche Lebhaftigkeit des Volkes einem Dichter theilnahmsvoll sich zugewandt, so verlangt sie auch nach entsprechender Aeußerung. Eine Serenade, ein Fackelzug ist dann das Mindeste, was ihm zu Ehren ausgeführt wird. Gewinnt er sich eine größere Popularität, so werden ihm Ehren besonderer Art erwiesen, welche den Charakter einer Krönung vor der ganzen Nation erhalten. Dann wird ihm eine corona d'oro, das ist ein goldener Lorbeerkrantz, gestiftet. Ein öffentlicher Aufruf zu Sammlungen dafür ergeht von seiten eines sich bildenden Comité's und die Beiträge werden in Listen gezeichnet. Ansehnliche Summen sind es fast immer, die in solchem Fall zusammen kommen, zehn, fünfzehn, zwanzig, ja vierzig und fünfzigtausend Francs, je nach dem Grad der öffentlichen Theilnahme für den Geehrten, oder der Ausdehnung, die man solcher Sammlung verleiht, welche oft nur eine locale sein soll und auf eine Stadt beschränkt bleibt. Die in kurzer Zeit zusammengebrachte Summe wird in der kunstvollen Form eines mehr oder minder großen Kranzes von massiv goldenen und emaillirten Blättern und Blumen in prächtigem Sammtgehäuse dem Glücklichen feierlich überreicht, sei es durch eine Deputation in seiner Wohnung, sei es vor dem Publicum im Theater, oder in einer eigens zu dem Zweck geladenen Festversammlung. Es ist ein Nationalgeschenk, welches in einer so feinen Gestalt überreicht

wird und im Nothfall auch in Geld wieder umgewerthet werden kann.

Echegaray, ein neuer spanischer Dramendichter, der auch in den letzten Jahren durch die Aufführung seines Stückes „Galeoto“ auf deutschen Bühnen dem Publicum derselben bekannt geworden ist, errang gerade mit diesem Werke im Jahre 1881 einen so großen Erfolg in Spanien, daß ihm dafür eine besondere Ehre auszeichnung erwiesen werden sollte. Da nahm man dafür die eben stattfindende große Feier des Calderonfestes wahr und die Studenten von Madrid veranstalteten ein besonderes Fest, bei dem sie zu den mancherlei Ehren, die Echegaray hierbei zu theil wurden, diejenige fügten, ihn als Calderon den Zweiten zu proclamiren.

Jose Zorilla ist einer der populärsten Dichter seit langer Zeit und seine Verse leben im Munde des spanischen Volkes. Um die Zeit von Allerheiligen finden auf den meisten Theatern Aufführungen seines Stückes „Don Juan Tenorio“ statt, Tag um Tag, und die schönen Liebeserklärungen darin, die es in Spanien so populär gemacht haben, werden von Jung und Alt, Männern wie Frauen, mit neuem Entzücken gehört und beklatscht. Zu Ehren seines siebenzigsten Geburtstages im Juni 1889 hatte man ein Nationalfest in Granada, wo einer seiner Romane spielt, ausgeschrieben und dasselbe sollte darin gipfeln, daß Zorilla als Dichterkönig gekrönt werde. So geschah es auch. Aus ganz Spanien waren die Verehrer von ihm nach der herrlichen Alhambra gekommen, wohin der Dichter zu seiner feierlichen Krönung geleitet wurde. Vom Hofe hatte man dafür seine Theilnahme bezeugt; Granden und hohe Beamte, edle Damen und besternte Herren, Deputirte, Officiere, Geistliche von Rang waren da, um Zeugen der außerordentlichen Festlichkeit zu sein. Die Stadt Granada hatte sich in prächtigen Schmuck gekleidet. Es gab zu Ehren des Dichterkönigs von Spanien ein Stiergefecht, ohne welches einmal eine Festlichkeit, an der

das Volk theilnimmt, nicht gedacht werden kann, ein Bankett mit pomphaften Reden und einen Ball im riesigen Säulenhofe des Palastes, den Karl V. einst an Stelle des Winter Schlosses Alhambra schöner als diese erbauen lassen wollte, der aber nur in seinen Außenmauern fertig wurde und seit drei und ein halb Jahrhundert als Ruine stehen geblieben ist. Ein stattlicher Aufzug gab der eigenartigen, zwei Tage währenden Festlichkeit einen für den Dichter auch sonst sehr werthvollen Abschluß. Mit ihren Fahnen und Bannern marschirten die einzelnen Deputationen aus den spanischen Städten an der Estrade, auf welcher ihm ein Thron errichtet war, huldigend vorüber, indem sie dabei ihre Geschenke überreichten, darunter manche jener goldenen Kränze, die eine so liebenswürdige Honorarzählung des Volkes an seine Dichter bedeuten und dem Werth seines etwa noch folgenden Nachruhms keinerlei Abbruch thun.



Franz Deaf.

Kleine Beiträge zu einer Biographie.

Von Julian Weiß.

Als Deaf in den Fännertagen des Jahres 1876 schwer krank in seinem kleinen Zimmerchen im Hotel „zur Königin von England“ in Budapest darniederlag und von Todesahnungen beschlichen wurde, da sagte er einmal zu seinen Freunden, welche sein Lager umstanden: „Es thäte mir leid, im Winter sterben zu müssen, denn ich halte es für wahrscheinlich, daß mir viele Menschen die letzte Ehre erweisen möchten und wenn es so bitter kalt bleibt, ist der Weg zum Friedhof doppelt so lange.“ In diesem Ausspruch kann man den ganzen Deaf finden; das ist sein Gedanken-

gang, sein Empfinden und sein Wesen. Wenn Jemand auf Erden einen Begriff von seiner Popularität haben kann, so war dies Deak. Dieser Staatsmann besaß weder Orden, noch Auszeichnungen; er gab weder Dinars noch Gesellschaften; er war weder Minister noch Hofwürdenträger, auch übte er seinen mächtigen Einfluß niemals zu seinen Gunsten oder zu Gunsten seiner Freunde aus. Die Liebe des Volkes und die Bewunderung der Politiker hatte er weder erkaufte noch erschnitten, weder erbettelt noch gesucht, die Popularität war ihm zugefallen, weil die ungarische Nation in ihm ihren Retter erblickte und ihren größten Staatsmann verehrte. Und weil Deak sein Ungarn uneigennützig liebte, weil sein ganzes Sinnes und Trachten, sein Mühen und Wirken darauf gerichtet war, Ungarn frei und unabhängig zu machen, weil er sein ganzes Leben seiner Nation weihete, so durfte ihm auch diese nur das Beste und Edelste dafür geben: ihre Liebe. In tausend und aber tausend Arten äußerte sich diese Liebe und Deak konnte keinen Schritt auf der Straße thun, ohne die Beweise seiner Popularität zu empfangen. Wenn er nun davon spricht, daß viele Menschen seinem Sarge folgen werden, so sagte er viel zu wenig, denn die ganze ungarische Nation trauerte an seinem frischen Grabe. Doch Deak schwächt seine Bemerkung noch ab, indem er bemerkt, daß „wahrscheinlich“ viele Menschen seinem Leichenbegängnisse anwohnen dürften. In diesem kleinen Wörtchen ist die Bescheidenheit Deak's ausgedrückt, den weder die unzähligen Beweise seiner Popularität, noch die Huldigungen einer ganzen Nation eitel zu machen vermochten. Er blieb immer der stille, bescheidene Bürger, der seine Arbeit thut und in derselben bereits seinen Lohn erblickt. Die letzten Worte der citirten Bemerkung Deak's verrathen endlich seine Ironie. Der Weg zum Kirchhof wäre den Leuten doppelt so lange, meint Deak und es zeigt sich in dieser Aeußerung der Menschenkenner und vielleicht auch der Menschenfreund, denn während der Sterbende

einerseits bedauert, daß viele Menschen feinetwegen in der großen Kälte frieren werden, macht er sich andererseits über die guten Mitmenschen lustig, welche selbst die größten Ereignisse mit dem kleinsten Maßstabe messen. So treffend die Bemerkung Deak's im Allgemeinen sein mag, und so bezeichnend dieselbe für ihn selbst ist, in diesem Falle hatte sich der „Weise der Nation,“ wie Deak von seinem König, dem Kaiser-König Franz Josef I., genannt wurde, getäuscht. Kein Mensch ließ sich an dem Tage, an welchem Deak zur ewigen Ruhe bestattet wurde, von kleinlichen Rücksichten leiten, Niemand dachte an Kälte und Frost, Regen und Schnee und Hunderttausende folgten dem Trauerzuge. Ein ähnliches Leichenbegängniß hat Budapest weder früher, noch später gesehen. Alles, was in Ungarn Namen und Rang besaß, war in dem Trauerzuge zu sehen. Alle Minister, alle Würdenträger, die Mitglieder der Akademie und des Parlaments, die Vertreter der Comitate und der Städte, kurz Alles, Alles. Der Monarch hatte seinen Adjutanten entsendet, der einen Kranz auf den Sarg niederlegte. In einem allerhöchsten Handschreiben beklagte Kaiser-König Franz Josef I. den Verlust, den er mit Ungarn erlitten und seine Gattin, die hochherzige Kaiserin-Königin Elisabeth, betete am Sarge des großen Patrioten. Wahrlich, es ist keine Phraze, wenn man sagt, daß Alles, was in Ungarn fühlt und denkt, den Tod Deak's beweinte und beklagte.

Wer Deak nicht persönlich kannte, kann sich nur schwer einen Begriff von dieser durch und durch eigenartigen Persönlichkeit machen. Die Bilder, welche man von ihm sieht, sind zumeist unähnlich, das Monument, welches man in Budapest seinem Andenken errichtete, gibt nur in Einzelheiten den Charakterkopf wieder. Deak war kein schöner Mann und auch kein „Charmeur“ im französischen Sinne. Er war dick und derb; in der letzten Zeit arg von der Gicht geplagt, war er nicht im Stande, längere Zeit zu gehen oder zu stehen und so saß er denn zumeist im Stadt-

wäldchen Budapests inmitten elegant gekleideter Staatsmänner, die in ihren glänzenden Equipagen anlangten und heimfuhren, während Deaf die erbärmlichsten Behikel der Erde, die Budapester Omnibusse benützte. Man denke sich den Anblick! Deaf, sehr einfach, beinahe ärmlich gekleidet, in einem Sessel sitzend, in der Rechten einen großen Stock haltend und ringsumher nach der neuesten Mode gekleidete Minister, Officiere in prachtvollen Uniformen und sogar vornehme Damen, die ein Wort oder ein Lächeln des großen Staatsmannes erhaschen wollten. Dabei rauchte Deaf die berühmtesten Cabanos, die ein wenig angenehmes Parfum verbreiteten und er hatte auch die (bei dieser Cigarre leicht begreifliche) Gewohnheit, recht oft auszuspuken. Die Brille, welche er trug, schob er auf die Stirn, den schmerzhaften Fuß streckte er weit vor und mit einem großen bunten Taschentuch wischte er sich dann und wann den Hals. Er glich auf den ersten Anblick einem reichen Plebejer, der von einer vornehmen Gesellschaft angestaunt wird, irgend einem Bauer, der seiner derben Manieren wegen kurze Zeit zur Erheiterung hoher Herrschaften beiträgt. Doch nur einen Augenblick konnte man diesen Gedanken hegen. Wer näher zusah, wer genauer beobachtete, der nahm bald wahr, daß dieser Bauer, dieser Plebejer thurmhoch über den Anderen stand. Seine Manieren waren wohl derb, aber sein Herz edel, seine Worte waren nicht immer gewählt, aber die Gedanken waren stets sinnig; die äußere Hülle entsprach nicht den Formen und Normen der feinsten Blüthe unserer Gesellschaft, aber der Kern war köstlicher und werthvoller als Alles, was diese Gesellschaft hervorgebracht hatte. Dieser unansehnliche, dicke, franke Mann war die Verkörperung des klaren Verstandes und der ehrlichen Uneigennützigkeit; er glich einem antiken Philosophen und einem Helden aus dem Mittelalter. Sein Leben floß dahin, wie ein klarer Bach; keine Leidenschaft beherrschte, kein Wunsch trübte es. Ruhig und zufrieden, still und bescheiden lebte dieser Mann seine Tage und unwillkürlich

beugte jedermann vor dieser Gestalt das Haupt, denn man wußte, daß Deak für sein Vaterland Alles und für sich selbst nichts that und wollte.

Franz Deak wurde am 17. October 1803 zu Söjtör im Szalaer Comitate geboren. Von dort siedelten seine Eltern bald nach Kehida über, wo Deak später lange Zeit wohnte. Er studirte nur in Ungarn und lernte erst in späteren Jahren das Ausland kennen. Obwohl er nie die Universität besuchte, war er doch in juristischen Fragen die erste und einzige Autorität. Was er an den ungarischen Rechtsakademien lernte, war nicht viel, aber er warf sich mit einer wahren Leidenschaft auf die juristischen Studien und sein außerordentliches Gedächtniß, dazu sein außerordentlicher Verstand machten ihn bald zu einem Juristen ersten Ranges. In dem kleinen Kreise seiner Vaterstadt hatte er wenig Gelegenheit, seine Geistesgaben zu bethätigen. Er wurde Vicefiscal, später Notär und endlich Gerichtstafelbeisitzer. Seine Familie und seine Freunde schätzten ihn allerdings hoch und als sein Bruder Anton, der Abgeordnete war, das Mandat niederlegte, jagte er zu Jenen, welche über diesen Entschluß klagten: „Seid ganz unbesorgt; ich schicke Euch einen jungen Mann, der im kleinen Finger mehr Verstand und Wissen hat, als ich im ganzen Leibe.“ Und in der That wählte das Comitat Franz Deak zum Abgeordneten, der als kaum dreißigjähriger Mann (1832) zuerst im Parlamente erschien und sich im Laufe der nächsten vier Jahre zum Führer der Opposition aufschwang. Man muß die politischen Verhältnisse in Ungarn kennen, um zu wissen, was diese Carriere bedeutet. Deak besaß weder Familienverbindungen, noch Vermögen, um sich eine Partei, um sich Anhänger zu verschaffen und nur seinem überwältigenden Geiste und seiner catonischen Rechtlichkeit hatte er es zu danken, daß er bald im Parlamente ein erster Factor wurde. Als Redner war er nicht pathetisch, nicht schwungvoll, nicht witzig; er war nur ernst, klar und natürlich und besaß die große

Gabe zu überzeugen. Andere Redner reißen die Zuhörer hin, aber nach kurzer Zeit veriraucht der Enthufiasmus wie ein Champagnerranfch. Deak erzielte felten donnernden Beifall und jubelnde Zufimmung, aber er brachte mehr zu Wege, denn ihm gelang es, feine Gegner zu überführen, daß fie Unrecht hatten. Diefes größte rednerifche Wirkung vermochte er aber nur hervorzubringen, weil er niemals eines Witzes wegen eine Unrichtigkeit erwähnte und eines Effectes wegen eine Unwahrheit ausfprach. Weil er nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit fagte, weil er nur für die Intereffen des Vaterlandes eintrat und keine anderen kannte, errang er bald eine erfte Stelle im Reichftage.

Von 1839 angefangen bemühte fich die liberale Oppofition, die Beftenerung des Adels durchzufeßen. Deak ftand an der Spitze diefer Bewegung. Obwohl er felbft von altem Adel war, wollte fein Gerechtigkeitsfinn nicht dulden, daß die reichen Adelligen von allen Steuerlaften befreit waren, während das arme Volk unter diefem Joche fchmachten mußte. Sein mächtiges Wort fiel fchwer in die Waagschale und die confervative Partei, welche wohl wußte, daß ihr gefährlichfter Gegner Deak fei, bekämpfte Deak perfönlich. Man verfolgte ihn und einmal wurde er fogar von aufgestachelten Horden in feiner Wohnung überfallen. Diefes hochgradige „politifche“ Leidenschaftlichkeit und eine Krankheit verftimmten Deak derart, daß er die Wahl in den Reichftag 1843—44 nicht annahm. Wie fehr das Land dies zu beklagen hatte, beweift der Umftand, daß Deak schon 1839 eine Verjöhnung zwifchen den gegnerifchen Parteien erzielte, während jetzt, da er fehlte, die Leidenschaftlichkeit immer höher ftieg und Ungarn aus der Bahn feiner ruhigen Entwicklung geriffen wurde. Ludwig Hevefi hat Deak fehr geiftvoll den „getreuen Eckart der großen Kinder“ genannt, und da Deak auch in den Jahren 1846 und 1847, die er theils in Bädern, theils im Auslande und endlich auf feinem befcheidenen Landfitze Kehida verbrachte, in Budapeft fehlte,

konnten sich die politischen Gegensätze immer mehr verschärfen und die revolutionären Elemente Oberwasser gewinnen.

Daß man seiner trotzdem immer gedachte, beweist nichts besser als der folgende Umstand: Deak blieb dem politischen Leben einige Jahre fern und erst im Jahre 1848 nahm er wieder ein Mandat an. Kaum war jedoch Deak in Preßburg — wo damals die Sitzungen des Parlaments stattfanden — eingetroffen, als man ihm schon das Portefeuille des Justizministers im ersten ungarischen Ministerium anbot. Er nahm das Amt an (das einzige, welches er in seinem Leben acceptirte), aber er blieb nur einige Monate Minister, denn er mißbilligte die Action Kossuths und als Kossuth die Herrschaft an sich gerissen hatte, trat Deak vollständig zurück. Deak hatte immer erklärt, daß ein friedlicher Vergleich zwischen Oesterreich und Ungarn auf dem Boden der Verfassung möglich sei und sein schönes Wort: „Alles mit dem Gesetz und durch das Gesetz“ blieb stets seine Parole. Er konnte daher ebenso wenig mit Kossuth gemein haben, wie mit der österreichischen Regierung, von welchen der eine Theil weit mehr wollte als das Gesetz und der andere Theil weit weniger. Der große Kampf, der nun begann, die Siege und Niederlagen der Ungarn, der große Jubel und die vielen Thränen — Deak hatte kein Theil daran. Er lebte in Kehida einsam und verlassen, ohne Familie, ohne Vergnügen, ein alter Junggeselle, der Tabak raucht und Bücher liest. Er konnte keine Freude empfinden, als ein Rumpfparlament den König von Ungarn des Thrones verlustig erklärte, denn er war Monarchist aus Ueberzeugung und stets ein treuer Diener seines Herrn; er konnte auch keine Freude haben, als Tausende von Ungarn auf den Schlachtfeldern verbluteten, denn er liebte sein Volk zu sehr, um die Vernichtung all dieser Menschenleben, eines fragwürdigen Zweckes wegen, zu billigen, und er wußte nur zu gut, wie arm Ungarn an Menschen sei und wie nothwendig hier jeder Einzelne ist. Das Wort Szechenyi's:

„Wir sind so arm an Menschen, daß wir selbst den Vatermörder begnadigen müßten,“ enthielt leider zu viel des Wahren und Deak empfand sicherlich daheim in Kehida den Schmerz über das vergossene Blut und über diese Selbstverstümmelung der Nation. Wahrlich, wenn er gefühlt hätte, wenn er davon überzeugt gewesen wäre, daß Ungarn auf friedlichem Wege niemals zu seinem Rechte gelangen könnte, so hätte er als der Erste zu den Waffen gegriffen, um sein Vaterland zu vertheidigen. Denn inniger als er liebte Niemand Ungarn. Aber Deak selbst sagte einmal, daß das Vaterland Alles von ihm fordern dürfe, sein Vermögen, seine Arbeitskraft, ja sogar sein Leben, aber ein Opfer könne er nicht bringen: seine Gedanken. Denken mußte Deak und er dachte klar und nüchtern. „Die Idee einer Losreißung von Oesterreich,“ bemerkt einer seiner Biographen, „hätte in sein Gehirn nur Eingang gefunden, wenn sie ohne Widerrede das einzige Mittel gewesen wäre, die politische Selbstständigkeit der Nation zu retten.“

Die Freiheits- und die Leidensjahre Ungarns verbrachte Deak in Kehida. Im Jahre 1852 verkaufte er sein Gut und ließ sich in Budapest nieder, wo er bald wieder eine erste politische Rolle spielte, obgleich das politische Leben damals wenig erquicklich war und weit mehr Unannehmlichkeiten als Freuden im Gefolge hatte. Es war ein Opfer, als Deak 1848 das Ministerportefeuille annahm und es war abermals ein Opfer, als er 1852 politisirte. Weder 1848, noch 1852 konnte er für sich den geringsten Vortheil erwerben, aber er setzte Alles aufs Spiel.

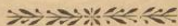
Endlich im Jahre 1860 wurde der Reichstag einberufen, Deak in Budapest gewählt und ins Parlament entsendet. Bis zu seinem Tode wurde er immer von demselben Bezirk und zumeist einstimmig gewählt. Ueber die Thätigkeit Deaks im Parlamente wäre unendlich viel zu sagen, aber eine Charakteristik Deaks als Politiker, Redner und Parteiführer ginge weit über den Rahmen unserer Skizze

hinaus. Es genügt, wenn wir sagen, daß Deak nach mancherlei schweren und leidenschaftlichen Kämpfen den Frieden zwischen Oesterreich und Ungarn herstellte und den sogenannten „Ausgleich“ zu Stande brachte. Er war nicht einen Schritt von jenem Standpunkte abgewichen, welchen er bereits 1848 einnahm. Seine Basis war das Gesetz und auf diesem fußend war er stärker und mächtiger als alle seine Gegner dies- und jenseits der Leitha. Er hatte seinem Vaterlande die Freiheit erkämpft, ohne daß Ungarn deshalb großen Erschütterungen ausgesetzt worden wäre und auch nur ein Mensch das Leben verloren hätte. Und darin liegt der große Unterschied zwischen Kossuth und Deak. Beide hatten ein Ziel: Ungarn frei und unabhängig, reich und glücklich zu machen, Beide hatten ein Mittel: das Volk. Während aber Kossuth in wilder Leidenschaftlichkeit das Mittel dem Zwecke unterordnete, schonte die besonnene Ruhe Deak's das Mittel, denn Deak fühlte, daß hier der Zweck nur im Interesse des Mittels erreicht werden müsse. Was nützt einer armen, zu Grunde gerichteten Nation die Freiheit? Sie ist Brot für den Durstigen, Wasser für den Hungrigen. Die Freiheit kann nur ein gesundes, reiches Volk schätzen und es war ein arger Fehler Kossuth's, die Freiheit mittelst Gewalt erringen zu wollen, denn die Kanonen, welche Brejchen in die tapferen Honvedtruppen rissen, machten die Freiheit beinahe überflüssig. Wer sollte denn die Freiheit in einem Lande genießen, das seine besten Männer, seinen Stolz und seine Hoffnung auf dem Felde ließ? Marat sprach einst — er war Thierarzt und man darf ihm deshalb das Gleichniß verzeihen — von einem „gesunden Ueberlaß der französischen Nation“. In Frankreich fällt allerdings der Tod von Hunderttausenden nicht so schwer in's Gewicht, wie in Ungarn der Tod von Tausenden. Man darf nämlich nicht vergessen, daß der Freiheitskampf in Ungarn zumeist von den Magyaren ausgefochten wurde, die auch heute noch die Minorität den Nationalitäten gegenüber bilden. Diese Mi-

norität schwächen, hieß auch den ungarischen Staatsgedanken gefährden und es war daher ein doppelter Fehler Kossuths, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Kossuth selbst scheint dies später eingesehen zu haben, denn er sagte zu einem seiner Freunde — welcher Letzterer diesen Ausspruch dem Schreiber dieser Zeilen mitgetheilt hat — vor einigen Jahren: „Wissen Sie, was uns ruinirt hat? Die Politik! Wir waren Schüler in der Politik.“ . . . So ist es auch, aber glücklicherweise war Deak ein Meister in der Politik und er machte die Fehler Kossuths wieder gut. Seit dem Tage, da der Ausgleich perfect ward, der Kaiser von Oesterreich zum König von Ungarn gekrönt wurde und Ungarn wieder ein ungarisches Ministerium besaß, war das ganze Bestreben Deaks darauf gerichtet, die Beziehungen zwischen beiden Staaten der Monarchie inniger und herzlicher zu gestalten. Die österreichisch-ungarische Monarchie in der gegenwärtigen Gestalt ist zum größten Theile sein Werk. Der Oesterreicher kann wohl darüber klagen, daß die „Einheit des Reiches“ wenigstens in der Bezeichnung nicht mehr vorhanden ist, aber der Ungar muß mit Stolz auf das Werk Deak's blicken. Ob der „Kaiserstaat“ durch den Dualismus gewonnen oder verloren hat, werden erst spätere Historiker beurtheilen können, der objective Beobachter der Verhältnisse wird aber zugeben müssen, daß Deak jedenfalls das Richtige aussprach, als er sagte: „Die Großmachtstellung einer Monarchie, deren Einheit nur durch die bewaffnete Macht erhalten werden kann, ist überaus zweifelhaft und in den Stunden einer Gefahr keineswegs sicher.“

Bisher hat die Monarchie eher Vortheile als Verluste aus dem Dualismus gezogen und die Auszeichnung, mit welcher der Kaiser-König Deak stets behandelte, beweist am besten, daß Deak's Werk gut war. Nach dem Ausgleich wurde Deak die Cabinetsbildung übertragen, doch er lehnte ab. Es wurde aus seiner Partei im Reichstage (der sogenannten Deakpartei) das erste deakistische Ministerium ge-

bildet, an dessen Spitze Graf Julius Andrássy berufen wurde. Deak war der Parteiführer, der Führer des Parlaments. Niemand hatte so viel Einfluß, Niemand war so populär wie er. Doch immer blieb Deak arm und bescheiden. Er bewohnte zwei kleine Zimmerchen im Hotel und hier empfing er auch den Besuch, mit welchem ihn Kaiser-König Franz Josef einmal auszeichnete. Hier wurde die ungarische Politik lange Jahre hindurch gemacht; hier wurden Minister ernannt und Auszeichnungen bestimmt. Das Zimmer Deak's war die Regierung Ungarns. Während aber alle Leute von Talent und Charakter neben Deak zu Amt und Würden gelangten, blieb er nichts anderes als — Franz Deak. Er lebte wie ein Puritaner und sein einziges Vergnügen bildete die Lectüre, denn seit 1848 hatte er das Billardspiel und das Kartenspiel aufgegeben. Was die Lectüre dieses großen Staatsmannes betrifft, so liebte er (von den Werken Börösmarty's und Arany's abgesehen, welche Dichter mit ihm befreundet waren) gleich Bismarck, leichte Kost. Er las den älteren Dumas, Marryat und ähnliche Romanciers. Gutzkow war ihm schon zu schwer. Selbstverständlich las er auch juristische Schriften und fast Alles, was sich auf ungarisches Staatsrecht bezog, obgleich er das Corpus juris — wie Adolf Ugai erzählt — so gründlich kannte, daß er im Stande war, die einzelnen Capitel von rückwärts nach vorn herzusagen. Deak lernte niemals das Familienleben kennen; seine Eltern waren frühzeitig gestorben, er hatte dieselben kaum gekannt und er selbst blieb — wie bereits erwähnt — Zeit seines Lebens Junggeselle. Es ist nicht einmal bekannt, ob er jemals geliebt hat. Eine Liebe besaß er sicherlich und diese war: das Vaterland. Was er für Ungarn that, ist mit goldenen Lettern in der Geschichte seiner Nation verzeichnet.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

N. 1. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

e.
s.
ir
er
ig
iz
o-
er
's
te
en
er
cl-
cl
es
en
nt
ey
w
u-
es
ff
r,
u.
en
id
is
e-
r:
en

